Zentralblatt

für

Psychoanalyse und Psychotherapie.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Schriftleiter:
Dr. **Wilhelm Stekel,** Wien, Gonzagagasse 21.
Vom 1. Juli bis zum 15. September Bad Ischl, Malstasiergasse 4.

IV. Jahrgang, Heft 9/10.
Juni/Juli.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1914.

Jährlich erscheinen 12 Hefte im Gesamt-Umfang von mindestens 40 Druckbogen zum Jahrespreise von 18 Mark.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Soeben erschien:

Grundzüge

der

Psychologie für Mediziner.

Von

Dr. Heinrich Kahane.

Preis Mk. 9.—, gebd. Mk. 10.—.

Aus dem Inhalt:

Einleitung.

1. Natur und Geist,
2. Körper und Seele,
3. Leben und Erleben,
4. Methodik der Psychologie,
5. Die Analyse des Psychischen.

Erster Teil: **Aufbau und Funktionen der Psyche.**

I. Abschnitt. Die elementaren Erlebnisse.

1. Das Empfinden,
   a) Das Tasten,
   b) Das Sehen,
   c) Das Hören,
   d) Geschmack und Geruch,
2. Das Vorstellen,
3. Das Wollen,
4. Das Fühlen.

II. Abschnitt. Die psychischen Grundfunktionen.

1. Das Gedächtnis, 2. Der Verstand, 3. Der Wille.

III. Abschnitt. Die Zustände der Psyche.

1. Das Bewusstsein,
2. Die Aufmerksamkeit,
3. Schlaf und Wachen,
4. Stimmungen und Affekte.

IV. Abschnitt. Psychische Komplexe und Entwickelungen.

1. Die Intelligenz,
2. Der Charakter,
3. Die Altersstufen,
4. Rasse und Geschlecht,
5. Stand und Beruf.

Zweiter Teil: **Die Störungen der Psyche.**

A. Die reinen Defekte.

1. Die Dummheit, 2. Schwach- und Blödsinn.

B. Störungen des Vorstellens.

1. Das Gedächtnis und seine Anomalien, 2. Pathologie der Aufmerksamkeit.

C. Pathologie der Gefühle und Affekte.

1. Lust und Unlust, 2. Pathologie der Stimmungen und Affekte.

D. Täuschungen und Verirrungen.

1. Halluzinationen und Illusionen,
2. Torheit und Aberglaube,
3. Perversionen,
4. Suggestion,
5. Autosuggestion,
6. Wahnbildungen,
7. Leidenschaften und Laster.

INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY BERLIN

Originalarbeiten.

I.

Über Zyklothymie und ihre Kombinationen.

Von Dr. **N. A. Wyrubow**, Moskau.

(Autorisierte Übersetzung von Dr. Ignaz Dubrowicz.)

Bevor ich auf mein Thema eingehe, möchte ich einige Worte über das uns zur Verfügung stehende Material sagen. Hysterie in den verschiedensten Schattierungen und Ätiologien, diverse psychasthenische Zustände, und endlich eine erhebliche Anzahl von Zyklothymiefällen das wäre so der Hauptkern unseres Krankenkontingents. Jetzt werden wir uns aber lediglich im Rahmen des Themas: Zyklothymie und ihre Kombinationen bewegen.

Seit einer Reihe von Jahren sammle ich Beobachtungen und sichte mein Material im allgemeinen in der Richtung der temporären und periodischen Schwankungen des seelischen Tonus, seiner Hebungen und Senkungen. Die Welle, ein gewisser Rhythmus stellen augenscheinlich ein biologisches Phänomen dar. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Zufluss und Abfluss der Lebensspannung (vitalen Intensität) ihre tiefsten Wurzeln in ferner Vergangenheit der Menschheit hat, in jener Vergangenheit, als noch der Lebensrhythmus der Natur die primitive Organisation des der Natur so nahen und sich sogar ihr eins fühlenden Menschen viel mächtiger beeinflusste. Es wurde ja die Menschheit selbst aus dem Schoss dieser Natur geboren. Trotzdem sich der Mensch während seiner langen Entwicklungsgeschichte von der unmittelbaren Einwirkung der physischen Naturfaktoren in beträchtlichem Masse frei gemacht hat, spiegeln sich die biologischen Einflüsse bis auf den heutigen Tag in den Intensitätsschwankungen des psychischen Tonus nicht minder ab. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei auf die Frequenz der Selbstmorde hingewiesen, die im Zusammenhang mit den Jahreszeiten gesetzmässigen Schwankungen unterworfen ist.

Aber auch abgesehen von solchen Fällen möchte ich behaupten, dass die Veränderung der Tonusintensität bald nach der negativen, bald nach der positiven Seite ein universelles Phänomen in der Psyche des Menschen darstellt. Nur ist der Diapason dieses Phänomens, wenn man sich so ausdrücken darf, sehr weit — von den an einem Ende stehenden kaum bemerkbaren Veränderungen des psychischen Tonus bis zu den am anderen Ende stehenden schroffen und sehr tiefen Stimmungen des seelischen Gleichgewichtes. Im ersteren Fall handelt es sich um ganz leichte Stimmungen emotioneller und intellektueller Prozesse. Die ganze Sache

erschöpft sich dann nicht selten in einer mehr oder minder lange dauernden Disthymie und Unlust zu geistiger Arbeit. Diese subtilen Störungen der Seelentätigkeit kommen bei Künstlern, Schriftstellern usw. besonders leicht und deutlich zum Vorschein. Es lässt sich bei ihnen nicht selten das Einsetzen ganzer Perioden von Untätigkeit, von Unmöglichkeit, zur Feder, zum Pinsel, zum Meissel etc. etc. zu greifen, konstatieren; es vergehen Tage, Wochen, Monate, während welcher das gewöhnliche Tagewerk vollkommen stillsteht, und die Stimmung eine sehr gedrückte ist, wofür der Stillstand im Schaffen als äusseres Motiv einspringt. Von solchen Schwankungen sind auch hervorragende kräftige Organisationen, im allgemeinen tadellos beschaffen, nicht ganz frei. Dieses Phänomen fiel mir bei der Lektüre der Briefe Turgenjeff's besonders auf. Auch bei ihm macht sich ein gewisser Rhythmus im Schaffen, in den Stimmungen, die mit Schwankungen sowohl im Sinne der Hemmung, wie auch der Leichtigkeit des Schaffens bemerkbar. Aber dasselbe finden wir, wenn wir genauer zusehen, bei einer beträchtlichen Anzahl von Menschen, die sonst gar keinen Grund haben, über ihren Seelenmechanismus Klage zu führen.

Nun können wir uns leicht denken, und damit auch im Leben beobachten das Anwachsen und die Steigerung der Amplitude dieser Schwankungen nach beiden Seiten hin, sowohl nach der Seite des Ansteigens des psychischen Tonus, als auch nach der des Sinkens. Und in der Tat lässt sie die Allmählichkeit dieser Übergänge von den sich noch innerhalb der Gesundheit befindenden Schwankungen bis zu ihrer ausgesprochen krankhaften Steigerung an einer Reihe von Beobachtungen mühelos feststellen. In dieser Beziehung ist unser klinisches Material ganz besonders wertvoll und lehrreich. Hier bekommen wir jene leichten kaum auffallenden Fälle zu sehen, die vielleicht früher unbemerkt und unaufgeklärt bloss die Ambulanz passiert hatten. Hier beobachten wir auch alle Übergangsformen und Grade bis zur Grenze, hinter welcher die Intensität und andere Krankheitsbedingungen eine Behandlung in speziellen Heilanstalten erfordern. Und so kommen wir im gegebenen Moment von den Schwankungen, die man noch als normal anzusprechen pflegt, auf Zustände, die man als krankhaft anerkennt und schon als Zyklothymie klassifiziert.

Vorderhand sehe ich mich gezwungen eine Einschiebung über eine sehr wichtige und bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärte Frage nach der Pathogenese der zyklothymischen, resp. zirkulären Formen zu machen. Die Auffassung des psychischen Tonus im allgemeinen, als eines Phänomens biologischer Ordnung leitet uns naturgemäss zum Gedanken, dass bei Steigerung der Schwankungsamplitude dieses Tonus d. h. bei zyklothymischen Zuständen gewisse Veränderungen ebenfalls biologischer Ordnung im Organismus auftreten müssen, die sich im veränderten Chemismus und anderen inneren Prozessen manifestieren. Und in der Tat verfügen wir gegenwärtig über eine ganze Reihe von Angaben, die diese Ansicht bestätigen.

Harn- und Stoffwechseluntersuchungen werden von vielen Autoren angestellt. Schaefer hat einen Fall von zirkulärer Psychose beschrieben, der in der Exalta-

[1]) Die Literaturangaben bezüglich der Harn- und Stoffwechseluntersuchungen werden zum Teil aus dem grossen Sammelbericht Simonelli, La ricerca urologica nelle malattie nervose e mentali angeführt. (Rivista di Patologia nervosa e mentale. 1911.)

tionsperiode mit Polyurie und Polydipsie, in der Depressionsphase mit Oligurie einherging. Pini fand die reduzierende Kraft des Harnes in der Erregungsperiode deutlich, in der Depressionsperiode weniger deutlich vermindert, und in Intervallen normale Verhältnisse. Eine im Vergleich mit manischen Kranken und Gesunden gesteigerte Toxizität des Harnes wurde von vielen Autoren konstatiert (Chevalier, Lavaure, Bettencourt, Dubois und Weil, Brugia, Mairet u. a.). Brugia behauptet, dass der Harn an Depressionszuständen leidender Kranker, Kräfteverfall, Somnolenz, mitunter schlaffe Lähmung der Extremitäten, Puls- und Atmungsarhythmie, Hypothermie von 2—3°, Myosis hervorruft; der Harn manischer Kranker dagegen lokale und allgemeine Krämpfe, Temperatursteigerung auf 1°, häufig Mydriasis erzeugt. Die urotoxischen Verhältnisse sind übrigens nicht allein bei Manie und Melancholie anzutreffen, sondern auch bei episodischen Erregungs- und Depressionszuständen, während des Stupors und Expansionswahns der Epileptiker, bei melancholischen und manischen Formen der progressiven Paralyse.

Die biologische Probe der Nierenfunktion zeigt nach den Untersuchungen d'Ormea und Maggiotto, dass die Ausscheidung von Methylenblau bei manisch-depressivem Irresein ziemlich gleichmässig und mit grösserer Geschwindigkeit als normaliter vor sich geht. Nach Zuelzer werden die Erregungszustände von einer im Verhältnis zum Gesamtstickstoff verminderten, die Depressionszustände von einer vermehrten Phosphormenge begleitet. Mairet fand bei Krankheiten, die sich durch gesteigerte Hirntätigkeit auszeichnen, wie Manie — Vermehrung der Erdphosphate, bei denen mit gesunkener — wie z. B. Melancholie — Verminderung des Gesamtphosphors.

Einwandfreie Ergebnisse über die bei manisch depressivem Irresein ausgeschiedene Harnstoffmenge sind bis jetzt noch nicht erhalten worden. Nach Mendel, Merro und Andersen ist die Harnstoffausscheidung bei Melancholie scheinbar vermindert, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der schlechteren Ernährung.

Lange stellte die Behauptung auf, dass die periodische Melancholie ihre Entstehung der harnsäuren Diathese verdankt.

Kraepelin erwähnt, ebenfalls die Arbeit Lange's in seinem Lehrbuch (1909) wie auch die Untersuchungen Steggmann's, welcher bei „periodischer Neurasthenie" eine Verminderung der ausgeschiedenen Harnstoffmenge fand.

Pierre-Kahn führt in seiner Monographie „La cyclothymie" (1909) die Untersuchungsergebnisse Mabill's, Lallemand's an, welche bei Manie eine unbedeutende Vermehrung der Harnstoffe und fester Substanzen, wie auch geringe Hypophosphatorie und gegen Norm vermehrte Harnsäureausscheidung fanden. Bei Melancholie dagegen — Verminderung der Gesamtmenge der Phosphorsäure und des Harnstoffes; dabei pflegt ein förmliches Herausfallen von Harnstoff das Ende des Depressionszustandes zu begleiten.

Meine persönlichen Erfahrungen über die Harnverhältnisse bei zyklothymischen Kranken sind vorderhand noch rein klinisch. Aber dennoch konnte es mir nicht entgehen, wie häufig man eine gesteigerte Harnsalzausscheidung, ganz besonders der Urate, aber auch Oxalate und teilweise der Phosphate beobachten kann. Ausserordentlich klar treten die Erscheinungen im Verlaufe der Krankheit bei Exazerbationen der Depressionszustände zutage. Es fallen dann plötzlich, ohne dass sich die äusseren Bedingungen irgendwie geändert hätten, Harnsalze hauptsächlich Urate in beträchtlichen Quantitäten aus.

Kurz, es gibt bereits eine bedeutende Menge von Angaben, die auf ganz wesentliche Stoffwechselveränderungen bei Zyklothymie hinweisen. Dabei sind diese Angaben, meines Erachtens, derart überzeugend, dass sie bereits gestatten, die Pathogenese der Zyklothymie in chemischen

und toxischen Veränderungen, die im Organismus stattfinden, zu suchen. Wenigstens hat sich Kraepelin in der VII. Auflage seines Lehrbuches der Psychiatrie dahin ausgesprochen, dass eine Klärung dieser Frage vielleicht noch am ehesten von den Stoffwechseluntersuchungen zu erwarten sei.

Aber auf den Gedanken des chemisch toxischen Prozesses bei Zyklothymie sollten uns nicht nur die Stoffwechselveränderungen führen, sondern vieles andere. Die Reichhaltigkeit rein somatischer Symptome und auch der Krankheitsverlauf bezeugen es. Weder der Umfang, den ich meinem Aufsatz verleihen kann, noch der Zweck, den er verfolgt, gestatten es mir, mich eingehend mit allen uns interessierenden Gruppen der klinischen Krankheitssymptome zu befassen, und daher sehe ich mich unwillkürlich gezwungen, diesen Teil womöglich gedrängt darzulegen. Aber ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, dass viele der Fragen, die wir weiter unten anschneiden werden, eine eigene Untersuchung erfordern könnten.

Zu somatischen Erscheinungen gehören sowohl subjektive, wie auch objektive Symptome. Letztere bieten grösseres Interesse, beginnen wir daher mit ihnen. Eine dominierende Rolle fällt in dieser Hinsicht den Gefässerscheinungen zu. Die Veränderung der Pulsschläge, besonders im Sinne ihrer Vermehrung (bis 120—130) ist eine sehr häufige Erscheinung; dazu gesellt sich nicht selten eine deutlich ausgesprochene Irregularität des Pulses, mit bedeutenden Schwankungen der Frequenz in einzelnen Intervallen. Die Pulsspannung erleidet ebenfalls Störungen, die sich auch bei gewöhnlicher Krankenuntersuchung leicht nachweisen lassen. Pilcz, der den Puls bei depressiven Zuständen manometrisch untersuchte, fand eine Drucksteigerung bis 170 mm. Einige Autoren haben, worauf Stransky[1]) in seiner schönen Monographie hinweist, eine Verbreiterung der Herzdämpfung beobachtet. Auch ich hatte Gelegenheit dasselbe zu beobachten bei jeglichem Fehlen beliebiger anderer Symptome von seiten des Herzens.

Bezüglich der Blutveränderungen sind die Angaben, wie Stransky erklärt, widersprechend. Vorster fand eine Erhöhung des spezifischen Gewichts und des Hämoglobininhaltes bei depressiven Zuständen und Agitation. Unsere Beobachtungen, die sich auf die bei Kranken von Kannabich, Schernoruk und Bieloborodof vorgenommene Bestimmung des Perzentgehaltes nach Hämoglobin (nach Sahlis Methode) gründen, würden etwa für ein Sinken des Hämoglobingehaltes bei Depression und ein sukzessives Anwachsen desselben parallel dem Erlöschen des krankhaften Zustandes sprechen.

Auf Störungen seitens Intestinaltraktes möchte ich ganz besonders hinweisen, um so mehr, als manche von ihnen bis jetzt wenig Beachtung fanden. Zu den am meisten banalen Symptomen, die bei Zyklothymie mit grosser Konstanz anzutreffen sind, gehören eine belegte Zunge, Appetitlosigkeit, die sich meistens bis zum vollständigen Widerwillen gegen das Essen steigert, und Funktionshemmungen des Darmes. Wilmanns, der den zyklothymischen Verdauungsstörungen eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, hält es für sehr wahrscheinlich, dass dieselben eine direkte Folge einer einzigen allgemeinen Ursache — der Erkrankung

[1]) E. Stransky, Das manisch depressive Irresein. Handlung der Psychiatrie. Herausgg. von Prof. Aschaffenburg, 6. Abteilung, 1911.

des Zentralnervensystems sind [1]). Zu diesen Erscheinungen füge ich noch zwei hinzu, die ich in letzter Zeit nicht selten beobachtete. Erstens, eine vom Gefühl der Trockenheit im Munde begleitete Verminderung der Speichelsekretion. Es ist möglich, dass diese Erscheinung nicht ohne Einfluss auf die Verarbeitung der Kohlehydrate bleibt, obwohl andererseits aus den Untersuchungen Raimans [2]) bekannt ist, dass Zucker bei Depression (im Gegensatz zu manischen) Zuständen schlechter assimiliert wird. Zweitens sind es Darmstörungen und zwar hauptsächlich Diarrhöen, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Sie entstehen nicht selten während der Krankheit, sei es dass sie vorübergehend auf 1—2 Tage an Stelle der Obstipation treten, sei es, dass sie bei relativ normalen Darmverrichtungen einsetzen. Ausserdem besitze ich bereits eine ganze Reihe von Beobachtungen, die sich auf depressive zyklothymische Anfälle beziehen. Den Beginn der Anfälle kennzeichneten wiederholt stark diarrhoische Stühle von durchdringendem Geruch, worauf sich dann eine typisch verlaufende depressive Periode konstituierte [3]). Solche Fälle lassen unwillkürlich an irgend eine Intoxikation denken (vielleicht von der Seite der Drüsen der inneren Sekretion).

Überhaupt muss man sagen, dass auch die übrigen sekretorischen und exkretorischen Funktionen bei Zyklothymie Störungen darbieten.

v. Noorden und Conrad Alt weisen auf eine Hyperazidität des Magensaftes hin. Die Tränenabsonderung pflegt auf der Höhe einer schweren Depression häufig zu stocken, und die Kranken klagen alsdann über das Unvermögen, den Kummer durch Tränen zu lindern (Pierre-Kahn und ich). Dagegen hatte ich während der Lösungsperiode der Depression Gelegenheit, eine gesteigerte Tränensekretion bei der geringfügigsten Erregung zu bemerken. Endlich habe ich in allerjüngster Zeit bei einem Patienten eine schwere Depressionsperiode beobachtet, welche mit Bewusstseinstrübung und starken Schweissen begann. Beides dauerte 14 Tage, worauf sich dann das Bild einer typischen Depression einstellte. Pierre-Kahn sah bei Depression eine Verminderung der Schweissekretion.

Vergrösserung der Schilddrüse ist bei Zyklothymie nichts seltenes, und ich kann lediglich die diesbezüglichen Angaben anderer Beobachter bestätigen. Nebennierenveränderung bei manisch-depressiven Kranken beschrieb Muratow.

Hautjucken und Ausschläge werden bei Zyklothymie gleichfalls von einigen Autoren beschrieben. Pierre-Kahn führt einen Fall an, in dem die Depression mit einer Urtikaria endete. Hautjucken ist meinen Beobachtungen zufolge ein gar nicht seltenes Vorkommnis bei Zyklothymie. Meistens empfinden die Kranken das Jucken gegen Abend beim Entkleiden nachdem sie sich ins Bett gelegt haben, oder morgens beim Aufstehen. Pruritus bei periodischen Psychosen erwähnt auch Kirn [4]). Hautexantheme unter dem Bilde eines Erythema tuberculatum, die sich in

---

[1]) R. Wilmanns, Die leichten Fälle des manisch depressiven Irreseins (Zyklothymie) und ihre Beziehungen zu Störungen der Verdauungsorgane. 1906.

[2]) Raimann, Über Glykosurie und alimentäre Glykosurie bei Geisteskranken. Zeitschrift f. Heilkunde 1902. Zit. bei Stransky.

[3]) Ein solcher Fall wurde von mir und Bieloborodof jüngst beobachtet.

[4]) Kirn, Die periodischen Psychosen. 1878. Zit. bei Wilmanns.

Schmetterlingsform im Gesicht lokalisierten, beobachtete ich in einer psychiatrischen Heilanstalt bei einer zirkulären Kranken. Im Verlauf von einer ganzen Reihe von Jahren änderten sich alljährlich die Phasen der Psychose und jedesmal, wenn die manische Periode herannahte, begann sich auch das erwähnte Exanthem zu zeigen. Im Gegenteil kündete das Abblassen desselben den Beginn der Depression an.

Schlafstörungen, Verlust und Schwankungen des Körpergewichtes sind im Verlaufe der Krankheit derart gewöhnliche Vorkommnisse, dass ein Hinweis auf sie genügt.

Ebenfalls wird es genügen, bloss die Hauptklagen der zyklothymischen Kranken zu nennen. Kopfschmerzen, vorzugsweise aber Schwere und Kopfdruck in verschiedenen Kopfregionen, Rückenschmerzen an beliebigen Stellen, Herz- und Magenschmerzen usw. beunruhigen die Kranken sehr häufig. Eine der häufigsten Klagen ist Schlaflosigkeit. Dabei gelingt es oft, sich zu überzeugen, dass in Wirklichkeit Schlaf vorhanden ist, aber die Kranken kommen offenbar auch während des Schlafes nicht zum Gefühl der gewöhnlichen Beruhigung. Der Mangel eines ruhigen Schlafes wird bei depressiven Zyklothymikern unter anderem durch ihre höchst ängstlichen und komplizierten Träume bestätigt. (In Parenthese sei bemerkt, dass die Veränderung des Trauminhaltes im Sinne der gewöhnlichen Erlebnisse des verflossenen Tages nicht selten eines der Indizien der beginnenden Lösung des Depressionszustandes bildet).

Wenden wir uns zur Entwicklung und Verlauf der Krankheit, so erblicken wir eine ganze Reihe von Erscheinungen, welche uns zu demselben, obwohl vorderhand noch als hypothetisch geltenden, aber von meinem Standpunkt aus in höchstem Grade wahrscheinlichen Schluss von der toxischen Genese der Zyklothymie führen. In der Tat werden wir in ihrem Verlauf viele tiefgehende Analogien mit dem Entwicklungsgang anderer toxischer Erkrankungen finden. Zahlreiche Prodromalerscheinungen rein somatischer Natur zeigen in der Mehrzahl der Fälle die herannahende Krankheit an. Viel seltener setzt das Leiden plötzlich ein, aber auch in solchen Fällen vermisst man die somatischen Symptome nicht. Im weiteren Verlaufe treten dann psychische Symptome auf. Beide wachsen bis zu einem gewissen Zeitpunkt allmählich an, verharren dann mehr oder minder auf einer gewissen Höhe, um dann gewöhnlich mit grossen Schwankungen sukzessive zurückzugehen, oder statt zur Norm in den entgegengesetzten Zustand überzugehen. Die Sache geht so vor sich, als ob Antitoxine im Organismus erzeugt worden wären, die das ursprüngliche Toxin neutralisieren. Unter solchen Bedingungen könnten die Fälle des Überganges in den entgegengesetzten Zustand auf Bildung von Antitoxin in einer die Neutralisation überschreitenden, überschüssigen Menge hindeuten. Das meistenteils mit Schwankungen einhergehende Schwinden der Krankheitssymptome könnte dann in Verbindung mit einer allmählichen anfangs noch nicht ausreichenden Produktion von antitoxischen Substanzen gebracht werden.

Und so sind wir, glaube ich, auf Grund der angeführten Tatsachen und Erwägungen berechtigt, die Zyklothymie als ein toxisches Leiden aufzufassen. Dabei versteht es sich von selbst, dass damit die Definition der Zyklothymie als einer konstitutionellen Erkrankung in keiner Weise verändert ist. Das Wesen der Sache bleibt dasselbe, nur tritt an Stelle der krankhaften Disposition des Gehirnes eine solche (Diathese) des

Gesamtorganismus. Diese krankhafte Disposition besteht darin, dass unter dem Einfluss exo- und endogener Faktoren Reaktionen ausgelöst werden in Gestalt jener Summe psychischer und somatischer Erscheinungen, die eben das klinische Bild der Zyklothymie ausmachen.

Diese Reaktionen manifestieren sich als Anfälle von verschiedener Dauer, sogar bei einem und demselben Individuum, und treten in ganz verschiedenen Intervallen auf.

Eine grosse Ähnlichkeit kann man zwischen der zyklothymischen Diathese (bzw. Konstitution) und gichtischen Diathese (bzw. Konstitution), mit der man schon die Zyklothymiepathogenese gebunden hat (Lange, Kowalewsky), bemerken. Auch die gichtische Diathese weist eine Summe von bestimmten somatischen und neurotischen Reaktionen auf. Die Reaktionen treten hier ebenfalls in Form von mehr oder minder ausgesprochenen Anfällen auf, wobei sie ebenso von exo- und endogenen Faktoren abhängen. Endlich zeigt sie, gleich der Zyklothymie, die Tendenz zur Vererbung.

Jetzt wird es uns nicht mehr schwer fallen, an die Frage heranzutreten, wie weit eine Kombination der Zyklothymie mit anderen neuro- und psychopathischen Formen möglich sei, und von welcher Bedeutung sie sein könne. Diese Frage ist, wie bereits erwähnt, nicht neu.

Vor allem ist schon rein theoretisch nicht unwahrscheinlich, dass sich eine zyklothymische (toxische) Diathese auf der Basis einer pathologischen Konstitution — wie Hysterie, Psychasthenie, Paranoia (im Sinne Kraepelins) entwickeln könne. Komplizierter wird die Frage der Kombinationsmöglichkeit bei Vorhandensein anderer Intoxikationen — Epilepsie, Dementia praecox, progressive Paralyse.

Trachten wir, uns in den Tatsachen zurechtzufinden. Eine Gruppierung der sich auf zyklothymische Kranke beziehenden Beobachtungen führt zu höchst interessanten Ergebnissen. Es zeigt sich dann, wie stark die allgemeine psychologische Konstitution des Individuums den Verlauf der Anfälle zu beeinflussen vermag.

So kann ein auf dem Boden einer psychisch gesunden Persönlichkeit entstandener Depressions-Anfall sich in seiner Symptomatologie auf gewöhnliche Hemmungszustände und begrenzten Kreis von Befürchtungen der Untauglichkeit zur Arbeit (infolge der Unruhe des Leidens) beschränken, schränken, wohin allgemeine dysthynesische Empfindungen, und Unmöglichkeit geistig zu arbeiten, naturgemäss führen.

Menschen, die um ihre körperliche Gesundheit besorgt sind, werden alsdann, falls die Funktionen ihrer inneren Organe (Herz, Magen, Darmkanal, sexuelle Sphäre etc.) auch nur die geringsten Abweichungen von der Norm aufweisen, das Bild dieser oder jener somatischen Phobie im zyklothymischen Anfall bieten. Sie werden „am Herz sterben", an Luftmangel ersticken, an Verdauungsstörungen leiden, ihre ganze Aufmerksamkeit auf Sexualfunktion richten (es wird z. B. Impotenz auftreten) usw. Kurz, das allgemeine Bild des Grundleidens (des zyklothymischen Anfalls) kann sich bis zur Unkenntlichkeit verändern, derart, dass nur eine ganz genaue Untersuchung den wahren Sachverhalt aufzudecken imstande ist.

Ich konnte in meinen Krankenaufzeichnungen ziemlich viel Instruktives finden. So verfüge ich über eine Reihe von Fällen, in denen ich mich gezwungen sah, die anfangs gestellte Diagnose nachträglich beim

Wiedererscheinen der Kranken im Sinne einer kombinierten Erkrankung auszudehnen. Das war z. B. der Fall bei der Patientin K., bei der ich ein Jahr vorher auf Grund des ganz typischen zweifellosen Bildes Angsthysterie diagnostizieren konnte. Nach Angaben der Kranken hatte die vorgeschriebene Kur einen allmählichen Stillstand des Leidens zur Folge; Aufregung und Angst schwanden. Damals fehlten auch nicht der entsprechende ätiologische Faktor Coitus interruptus. Nun setzte vor einen Monat die gedrückte weinerliche Stimmung mit derselben peinlichen Sensation in der Herzgegend etc. von neuem ein. Diesmal war die obige sexuelle Ätiologie nicht vorhanden. Aber auch ohne diese gelang es mir, die hysterische Grundlage inmitten der zyklothymischen Erscheinungen herauszuheben.

Ich möchte mich auf einen Fall von Zyklothymie bei einer Hysterica berufen, über den K a n n a b i c h in einer Mitteilung berichtet. Dieser Fall, der von uns gemeinschaftlich beobachtet wurde, gehört zweifelsohne zu den typischen dieser Art.

Auch das Exaltationsstadium wird mitunter mit Hysterie verwechselt. Das kommt freilich, weil die Kranken sich so wohl fühlen, dass sie sich gar nicht für krank halten und daher unsere Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Höchst gehobene Stimmung, dabei inkonstant, eine auffallende Unbeständigkeit der Wünsche und Ziele, sonderliches launenhaftes Betragen, Übergänge vom Weinen zum Lachen und umgekehrt bei geringsten Anlässen, Hang zum Kurmachen und Liebelei, endlich ganz bedeutende Suggestivität im Sinne eines leichten Unterliegens fremden Einflusses — das sind die Charakteristika solcher Kranken. Sie kehren dann, von ihrem Anfall genesen, zu ihrem gewöhnlichen Zustand zurück und bleiben dieselben hysterischen Individuen, wie sie es früher gewesen[1]).

Ein diagnostischer Fehler passierte mir auch mit einer anderen Patientin Sch., bei der ich ursprünglich Psychasthenie, ein Bild von ziemlich schwerer Zwangsneurose mit Zweifel, Misstrauen etc. — diagnostiziert hatte. Die dann folgende Attacke brachte mich wiederum auf die richtige Fährte. Es stellte sich heraus, dass wir es mit einer zyklothymischen Attacke, die ich bis zu Ende verfolgen konnte, bei einer Psychasthenischen zu tun hatten.

Noch interessanter ist der Fall W. Die Kranke, die ich seit dem Jahre 1901 von Zeit zu Zeit zu sehen bekomme, hatte sich zum ersten Male noch als 19jähriges Mädchen anlässlich allgemein neurotischer Symptome an mich gewendet. Im Laufe einer dreimonatlichen Kur gingen diese Symptome gänzlich zurück. Ein Jahr darauf sah ich die Kranke wieder. Diesmal klagte sie ausser allgemeiner Nervosität über zwangsartige Angstzustände. Die Zimmerdecke müsse einstürzen, eine Nadel werde sich in ihre Hand einbohren, sie werde sich mit Glas schneiden, etc. — Dazu ständiger Zweifel und Unsicherheit. Damals stellte ich die Diagnose auf Zwangsneurose, oder wie ich jetzt sagen möchte — Psychasthenie. Dann sah ich die Kranke noch im Jahre 1907 und endlich im Frühling 1911. Die für das verlaufende Dezennium durchgeführte Katamnese zeigte auch,

[1]) Mein hierher gehöriges Material ist vorläufig noch nicht gross. Ich könnte provisorisch sagen, dass bei in diese Kategorie gehörigen Zyklothymikern neben Steigerung des emotionellen Tonus und psychomotorischer Zügellosigkeit eine intellektuelle Hemmung besteht.

dass wir es hier mit einer Reihe von zyklothymischen Anfällen bei einer Psychasthenikerin zu tun haben. Viele dieser Anfälle weisen eine klassische Symptomatologie auf, die sofort manifestiert wird, sobald man sich bemüht, in den sich vordrängenden sinnlosen, phobisch zwangsartigen Symptomenkomplex tiefer einzudringen. Bei der Kranken W. trat während des letzten Anfalles schwere Depression mit ziemlich hartnäckigen Selbstmordgedanken sehr deutlich hervor.

Die letzten vier Jahre hatte ich eine Kranke S. beobachtet, die mit der Diagnose Psychasthenie in meine Behandlung kam. Ursprünglich waren auch wir mit der Diagnose einverstanden, jedoch hatte die weitere Beobachtung gezeigt, dass die Sache viel komplizierter war, und dass wir es mit einer Kombination von Psychasthenie und einem depress-zyklothymischen Anfall zu tun hatten. Die Depression war nach einigen Monaten verschwunden, aber die Kranke war natürlich damit nicht von der Psychasthenie befreit. Seit Frühling 1913 machte die Kranke einen neuen Anfall von agitierter Depression durch, der mit einem Zustand von leichter Exaltation endete. Während wie auch nach demselben blieben die psychasthenischen Erscheinungen, wenn auch schwächer, bestehen.

Zum Schluss möchte ich noch eines kranken Arztes erwähnen, den ich einige Jahre früher in einem psychiatrischen Krankenhause beobachtet hatte. Er litt an Paranoia (im Sinne Kraepelins) und zeigte einen komplizierten religiösen Wahn. Abgesehen von dieser Wahnidee wies er keinerlei Intelligenzdefekte auf und hatte sowohl für die Welt, wie auch teilweise für die Medizin Interesse. Bei ihm traten ebenfalls ganz typische Erregungszustände abwechselnd mit schweren Depressionen auf. Diese Perioden, die eine spezielle Beobachtung in entsprechenden Krankenhausabteilungen erforderten, hielten einige Monate an.

Über Beobachtungen, die eine Kombination von Zyklothymie mit Epilepsie oder Dementia praecox und progressive Paralyse betreffen, verfüge ich nicht. Die diesbezüglichen Literaturangaben sind nicht ganz einwandfrei. Es fehlt vollständig an sicheren Hinweisen auf die Möglichkeit einer Kombination von Zyklothymie, beziehungsweise manisch depressivem Irresein mit Epilepsie und Dementia praecox. Pierre-Kahn hält die Koexistenz der Epilepsie mit Zyklothymie nicht für unmöglich, da „beide als Töchter derselben Mutter — der psychischen Heredität — zu betrachten sind" (l. c.). Berze gibt doch, obwohl andererseits geneigt eine Art Antagonismus zwischen Dementia praecox und Zyklothymie anzunehmen, in jüngster Zeit die Möglichkeit einer Disposition für beide Erkrankungen zu. Von grossem Interesse wäre der Hinweis auf die hereditären Beziehungen zwischen den katatonischen Formen der Schizophrenie (Dementia praecox) und manisch depressiver Psychose, falls man die in solchen Fällen unterlaufenden diagnostischen Irrtümer nicht zu befürchten hätte, da doch katatonische Symptome bei manisch depressiven Formen bekanntlich keine Seltenheit sind. Fast genau so ist es um die progressive Paralyse bestellt. Obwohl eine solche Kombination angesichts der Nähe der hereditären Bedingungen, vom theoretischen Standpunkt unzulässig wäre, ist das faktische Material dürftig und wenig glaubwürdig. Einerseits sind beide Krankheiten so häufig, dass falls die Möglichkeit der Kombination von Zyklothymie mit progressiver Paralyse gegeben wäre, dieser man nicht allzu selten begegnen müsste. Andererseits wird von den wenigen in der Literatur beschriebenen Fällen bloss ein einziger Fall Scholtens

als einwandfrei angesehen (Pilcz), während Landsberg's Fall Bernstein keineswegs als überzeugend betrachtet.

Diese Literaturangaben stehen mit dem vorher geschilderten Standpunkt im vollsten Einklang. Bei einer solchen Auffassung der Zyklothymie, wird freilich eine Koexistenz von Erkrankungen, von denen jede ihre eigene toxische Grundlage hat, wenig wahrscheinlich: hier Zyklothymie, dort Epilepsie, Schizophrenie, progressive Paralyse. Dagegen erscheint uns die Möglichkeit einer Kombination von Zyklothymie mit Hysterie, Psychasthenie (Janet) und Paranoia (Kraepelin) als vollkommen zulässig. Vor allem finden wir auch in der Literatur manche Anhaltspunkte für eine solche Möglichkeit. Auf Koexistenz hysterischer und manisch depressiver Erscheinungen weisen Nissl, Raiman, Imboden und andere hin (siehe Stransky). „Ein Antagonismus zwischen beiden Leiden besteht nicht, eine Symbiose ist aber leicht möglich", sagt Stransky. Hinsichtlich der Paranoia fehlen derartige positive Angaben. Manche Autoren, darunter Schlöss (siehe Stransky) vermuten, dass es Übergangsformen zwischen Melancholie und Paranoia gibt. Sehr interessant ist auch die Ansicht Spechts, der die Paranoia als eine manisch depressive Erkrankung auffasst. Kurz, diese Frage ist noch nicht eindeutig gelöst. Meine Beobachtungen, von denen einige oben erwähnt wurden, berechtigen mich zur kategorischen Behauptung, dass sich eine Zyklothymie mit Hysterie wie auch Psychasthenie und Paranoia kombinieren kann.

Vom Standpunkt meiner Auffassung der Zyklothymie erscheint eine solche Kombination als vollständig möglich, da es sich in solchen Fällen um eine Kombination von einer toxischen Diathese (Zyklothymie) mit einem psychischen Mechanismus (Hysterie, Psychasthenie, Paranoia) handelt. Aus dem oben dargelegten Gedankengang ergibt sich ohne weiteres, dass ich mich gegenüber der Einführung von kombinierten Definitionen ablehnend verhalte, da dieselben weder dem Wesen, der Sache, noch unseren nosologischen Vorstellungen entsprechen. Daher kann man von meinem Standpunkt wohl von einer Zyklothymie bei einer Hysterica, bei einem Psychastheniker usw. sprechen, nicht aber von Hystero-Zyklothymie, Psychastheno-Zyklothymie usw.

Eine richtige Beurteilung kombinierter Fälle hat nicht allein theoretisches Interesse, sondern ist auch von praktischer Bedeutung. Von der Wichtigkeit der Prognose schon gar nicht zu reden. Also auch therapeutisch ist die richtige Beurteilung solcher Fälle wichtig, sowohl für Allgemeinbehandlung, wie auch für die Wahl dieser oder jener psychotherapeutischer Methode. Während wir bei rein hysterischen Erkrankungen wahrscheinlich der Psychoanalyse, bei Psychasthenie der Methode Dubois den Vorzug geben werden, werden wir bei mit Zyklothymie kombinierten Erkrankungen energische psychotherapeutische Massnahmen vermeiden, und lediglich allgemein beruhigende Psychotherapie anwenden.

Die in solchen Fällen bei schweren Depressionszuständen auftretende Neigung zu Selbstmord ist von ganz besonderer Bedeutung. Es leuchtet ein, dass sobald das Vorhandensein einer kombinierten Erkrankung bei diesen Symptomen konstatiert wurde, so werden wir weder dem theatralischen Gebahren einer Hysterica, noch der Inaktivität einer psych-

asthenischen Kranken Vertrauen schenken, sondern in beiden Fällen eine fleissige Überwachung einleiten[1]) †).

[1]) Dass ein sehr genaues Ausfragen der Kranken in der Richtung ihrer Selbstmordversuche notwendig ist, ist selbstverständlich. Dennoch glaube ich, dass man darauf keine verlässlichen Schlüsse bauen darf. Derart dass, falls dem Kranken eine bestimmte Selbstmordart sympathisch geworden, er auch ferner bei derselben verharren wird. Die Erfahrung lehrt uns im Gegenteil, dass bei Misslingen einer Art die Kranken während allerkürzester Zeitdauer zu anderen Selbstmordarten greifen, wovon nicht wenige Beispiele in der Zeitungschronik zu finden sind.

†) Anmerkung des Herausgebers. Ich halte diese Arbeit von Wyrubow für sehr wichtig und gerade für den Analytiker von Bedeutung. Denn in letzter Zeit hatte ich wiederholt Fälle von Zyklothymie zu begutachten, die vorher einer Psychoanalyse unterzogen wurden. Ich verstehe, dass es den Analytiker reizt, seine Methode bei den schweren Psychosen zu versuchen, möchte aber meine Erfahrungen dahin zusammenfassen, dass es mir noch nie gelungen ist, eine Psychose — die Melancholie ausgenommen — durch längere Zeit günstig zu beeinflussen und die Rezidiven zu verhindern. Die Zyklothymen lassen sich im Beginne der Depression durch einfache Psychotherapie sehr leicht lenken. Sie übertragen rasch auf den Arzt und das macht einen verblüffenden Erfolg möglich. Es hat auch manchmal den Anschein, als sollte die Psychoanalyse möglich sein und sich gut anlassen. Sie sind sehr offenherzig in Sexualibus, verhüllen ihre Konflikte zum Teil sehr wenig und sind auch sehr mitteilsam. Aber bald merkt der Analytiker, dass sie an der Oberfläche bleiben, dass sie sich immer wiederholen, dieselben Dinge zahllose Male wieder vorbringen, einem Eingehen auf tiefere Komplexe einen starren Negativismus entgegenhalten. Sie hören an Fragen, die ihnen nicht passen, vorbei. Ihre Träume sind merkwürdig einförmig und wiederholen sich häufig. Sie träumen, dass sie noch immer krank sind und mit den Eltern streiten, dass sie irgend eine Gewalttat begangen haben, dass sie hoffnungslos krank sind und dass sie wieder zu Hause sind und der Doktor ihnen nicht geholfen hat. Kurz die Träume verraten eine unüberwindliche Tendenz zur Krankheit, eine Flucht in die Psychose aus Angst vor ihren kriminellen Impulsen. Ebenso deutlich brechen die Versündigungsideen durch, ein Schuldbewusstsein, das keiner Logik zugänglich ist. Im manischen Zustande wird dies Schuldbewusstsein durch einen Drang zur Lebenslust überwunden, dessen Exaltation das Krankhafte-Reaktive verrät. Die Stärke der Erregung dient nur dazu die Stimme des Gewissens zu übertönen. Ob die Stoffwechselstörungen primäre sind, wie Wyrubow annimmt, oder durch die Depression hervorgerufen werden, das möchte ich nicht entscheiden. Die letztere Annahme erscheint mir wahrscheinlicher. Ich rate also, von Psychoanalyse abzusehen und sich auf freundliches Zureden zu beschränken. Am Ende der Kur kann leicht ein Suicidversuch gemacht werden. Solche Fälle sind mir auch bekannt und werden natürlich auf das Schuldkonto der Psychoanalyse gebucht. Will man schon aus Interesse am psychischen Problem den Versuch der Analyse machen, so lasse man die Kranke nach der Analyse sorgfältigst bewachen. Im Stadium der Übertragung ist man vor einem Suicid ziemlich sicher. Die Gefahr kommt erst nachher. . . . . Dr. Stekel.

II.

W. M. Garschin's Traum.

Eine neuropsychologische Studie zur Frage des Selbstmordes.

Von Dr. **J. Birstein**, Odessa.

In der Notiz von P. Bykow „Einem lichten Andenken" ist der Text eines Traumes angeführt, den W. Garschin dem Autor der Erinnerungen an den auf tragische Weise umgekommenen Dichter erzählt hat.

„Ich sah mich verirrt auf einem weiten, wie das Meer uferlosen Felde. Das Feld war kahl, der Boden glühend. Über mir strahlte der Himmel in einem rötlichen Glanze, und es schien mir, ich weiss nicht weshalb, als wäre dies verdünntes Blut. Und trotz des Tageslichtes war am Himmel ein Stern, der vor mir herging und mir gleichsam den Weg wies. „Aber warum muss ich gerade in seiner Richtung gehen?" — kam mir in den Sinn, und ich wandte mich, dem Stern zum Trotz, nach der entgegengesetzten Richtung. Aber was geschah? Der Stern, der verhängnisvolle, machtvolle Stern, stand wiederum vor mir, auf meinem Wege. Mit einer mir im Wachen nicht eignen Hartnäckigkeit wandte ich mich nach links und fürchtete sogar den Himmel anzuschauen. Ich senkte mein Haupt und fühlte trotzdem den Stern über mir. Ich blieb stehen, setzte mich zum Ausruhen nieder — mein Stern stand ebenfalls unbeweglich. Es schien mir, als ob ich lange geruht hätte. Ich sprang auf und fing an, nach der entgegengesetzten Seite zu laufen. Der Stern lief mit mir, und endlich zeigten sich die verschwommenen Umrisse der Stadt. Ich beschleunigte meine Schritte, doch plötzlich stand vor mir ein dichter Wald von Palmen der verschiedensten Arten. Ich liebe Palmen sehr, hier jedoch ärgerten sie mich, weil ich keinen Ausgang aus diesem Wald sah. Der Lärm aus der Stadt nahm jedoch unterdes zu. Ich vernahm deutlich Geschrei und Gestöhn und empfand den glühenden Wunsch, so schnell als möglich irgend jemandem zu Hilfe zu eilen. Ich fand mit Mühe durch die dichten Kronen der Bäume meinen Stern. Er strahlte noch heller, während der Himmel dunkler wurde, und die Schatten der Dämmerung sich bereits ausbreiteten. Der Wald war weit hinter mir zurückgeblieben. Die Stadt lag ganz nahe vor mir . . . Und plötzlich verlosch mein Stern. Eine dichte, undurchdringliche Finsternis überfiel mich . . . Ich erwachte, vermochte jedoch lange nicht darüber Klarheit zu gewinnen, ob dies ein Traum oder ein Wahn im Wachen gewesen war."

Wie bekannt, litt Garschin an schwerer Neurose, die ihn in seinem 33. Lebensjahre zum Selbstmord führte. Als Form des Selbst-

mords wählte er den Sprung in den Schacht der schmutzigen Stiege seiner Wohnung. Zerschmettert, mit einem gebrochenem Beine, hob man ihn auf. Auf die Frage, ob er Schmerzen empfinde, gab der Sterbende zur Antwort: „Was ist Schmerz im Vergleich zu dem, was hier ist!" Und er deutete auf sein Herz . . .

An periodischen Verschärfungen depressiver Zustände leidend, hatte er Rettung in Vielem gesucht: in physischer Arbeit, in Reisen nach dem Süden. Und gerade am Tage vor einer beabsichtigten Reise nach dem Süden, am 17. März 1888, vollzog Garschin, in Vorahnung (?) eines neuen Anfalls von Wahnsinn, selbst an sich das Todesurteil.

Eine aufmerksame Prüfung der biographischen Daten, die in genügender Anzahl vorhanden sind (leider ist mir über die Erlebnisse des Dichters aus der Zeit seiner frühen Kindheit, sein Verhältnis zu den Eltern, insbesondere zu der Mutter, dem Bruder, und anderen nur Weniges bekannt), bietet die Möglichkeit einer mehr oder weniger genauen Darstellung der Natur Garschins. Diese Möglichkeit basiert auf der Kenntnis der psychologischen Grundsätze, die von Alfred Adler und seiner Schule ausgearbeitet und festgelegt worden sind.

Bekanntlich erleichtern Träume („ein Traum oder ein Wahn im Wachen") bedeutend unsere psychoanalytischen Aufgaben. Ich beabsichtige daher den obenangeführten Traum zu benutzen, um im Endresultat seiner Analyse mich den schematischen Umrissen von Garschins seelischer Konstitution nähern zu können.

„Ich sah mich verirrt auf einem weiten, wie das Meer uferlosen Felde" — eine symbolische Darstellung des Gefühls seiner Unbeholfenheit, Verlegenheit, Infantilismus — zusammen genommen — seiner „Minderwertigkeit" auf der Erde, unter den Bedingungen des realen Lebens. „Das Feld kahl, der Boden glühend" . . . „Ein kahles Feld" — das ist die Wüste, in der der Mensch nichts zu suchen hat, wo ihm von allen Seiten der Untergang droht. „Der glühende Boden" verbrennt die Füsse und führt natürlich zum Wunsche fortzugehen oder sich in höhere Regionen zu begeben, d. h. also zur Idee der Unmöglichkeit resp. zum Wunsche, den unerträglichen Boden der Wüste = der realen Welt — zu verlassen. (Die unterstrichene Tendenz zur Entwertung alles Realen und die psychologische Begründung des Einsiedlertums und Asketismus.) Das Streben nach „oben" ist in dem Eindruck des „strahlenden Himmels" ausgedrückt. Aber auch der Himmel spiegelt den „glühenden Boden" wider, und „sein rötlicher Glanz erinnert an verdünntes Blut". Das ist der Zweifel, die Unentschlossenheit, das Schwanken bei der endgültigen Entscheidung hinsichtlich dieses oder jenes Lebensplanes: ein Verbleiben auf der Erde ist unmöglich (das Minderwertigkeitsgefühl bedingt eine Überkompensation). Der Blick richtet sich nach den himmlischen Höhen, die dennoch eines idealistischen Kolorits entbehren, denn, indem sie den „glühenden Boden" widerspiegeln, unterscheiden sie sich kaum von den Niederungen der Erde!

Warum wird der rötliche Glanz des Himmels mit der Farbe des „verdünnten Blutes" verglichen? Weist das Verdünntsein des Blutes nicht auf die Abwesenheit einer Einheit, auf eine Spaltung der Seele, der Persönlichkeit, des Herzens, des „Blutes" hin? Lässt sich in diesem Symbol nicht die Fortsetzung jener psychischen Hemmung erblicken, die das Fassen

eines bestimmten Entschlusses hinsichtlich dieses oder jenes Lebensweges erschwert?

Im Traume findet eine Art von Probe, von Anpassen statt; die seelischen Impulse werden einer allseitigen Einschätzung und Beleuchtung unterworfen. Es lassen sich deutliche Züge eines Konfliktes, eines Kampfes feststellen.

Mit wem oder mit was? Mit dem Leben, mit dem Weltall, offenbar aber — mit sich selbst in der Form „als ob" aufrichtiger, in Wirklichkeit aber, — simulativer Versuche, auf dem Erdboden zu verbleiben, sich im Realen zurecht zu finden, denn der „Himmel", indem er das „Reale" widerspiegelt, ist mit letzterem identisch. Die Simulation bezweckt also eine scheinbare Aussöhnung mit der Wirklichkeit. Derartige psychische Anstrengungen, einen solchen inneren Kampf zwischen den bewussten Elementen und dem unbewussten Streben nach einer „Überkompensation", nach einer Lossagung von der Wirklichkeit oder einer Umformung dieser, treffen wir auf Schritt und Tritt in der Analyse neurotischer Naturen an. Schon die „Inszenierung" des Kampfes lässt uns auf letzteren als eine unbewusste, mitunter aber auch fast bewusste seelische Konstruktion, einen psychischen Kunstgriff schliessen, deren Ziel dennoch ein endlicher Sieg des wahren Sinnes der neurotischen Natur ist, d. h.: Realisierung der Herrschsucht („Der Wille zur Macht", Nietzsche), Emporhebung „nach oben", Schweben über der Welt und endlich eine möglichst grosse Annäherung an das Prinzip der Göttlichkeit.

Und in der Tat: „trotz des Tageslichtes war am Himmel ein Stern, der vor mir herging und mir gleichsam den Weg wies". Das Tageslicht als bildlicher Ausdruck für das reale Leben soll nicht und kann folglich auch nicht dem Vorwärtsschreiten einer Persönlichkeit zum halluzinatorischen (für den Traumseher aber — mit dem Stempel der Realität), fiktiven, weil unerreichbaren Endziel — dem „Sterne", ein Hindernis sein. Dieser „Stern" weist, d. h. gibt die Richtung einzig und allein für den ernstlich und aufrichtig vorgezeichneten Weg „nach oben" an. Und in ihm ist der Inhalt der ganzen Dynamik des fiktiven Lebensplanes des „nervenkranken" Garschin konzentriert.

Und dennoch, nochmals eine Demonstration eines Kampfes mit einer selbsterschaffenen Fiktion. Für dieses Mal vielleicht in einer Antizipation der Motive, die zur Resignation, zur Versöhnung mit der Wirklichkeit und zur Lossagung von dem Unerreichbaren führen. Angst, Zweifel in das Ausreichen seiner Kräfte diktieren Garschin eine bewusste Motivierung des „als ob" notwendigen Zurücktretens von Wahntrieben, und er ruft: „Aber warum muss ich gerade in seiner Richtung gehen? . . . und ich wandte mich dem Sterne zum Trotz nach der entgegengesetzten Richtung".

Die erwähnten Gefühle der Unsicherheit, des Zweifels an seinen seelischen Kräften führen Garschin zu einer **Rekonstruktion** der hemmenden Komponente, weil das heilige Ideal seiner psychischen Struktur — um jeden Preis die so hohe (überkompensatorische) Stellung seiner Persönlichkeit zu behaupten, sie mit allen Kräften vor einer möglichen Senkung ihres Niveaus zu schützen — im Vordergrunde steht. Hieraus resultieren die psychischen Hemmungen vor den Augenblicken endgültiger Entscheidungen

und eine ganze Reihe Sicherungsmassnahmen („Memento", Adlers), die sich in einem wohlgeordneten, zweckentsprechenden und planmässig ausgearbeiteten System psychoneurotischer Symptome realisieren. Die sichtbaren Symptome, die auf den ersten Blick dem Psychopathologen manchmal unverständlich erscheinen, dem Neurotiker aber vollkommen fremd, ja absurd vorkommen, lassen sich bei einer genauen Untersuchung (Analyse) als tiefsinnige, gesetzmässige Handlungen dechiffrieren, die sich vollständig mit dem prinzipiellen, erstarrten Charakterinhalte decken, der in jedem einzelnen Falle einer neurotischen Erkrankung sich auf die schematische und recht bestimmte Gefühlsformel: „Macht und Überlegenheit über die ganze Welt" zurückführen lässt.

Zur Verwirklichung, zur Realisierung dieser abstrakten Formel existieren zwei Kardinalwege: ein unmittelbarer, direkter, aktiv-aggressiver, und ein indirekter, der obgleich auch aggressiv, dennoch passive, pseudo-masochistische Kunstgriffe ausnützt, die, eine Art von Kompromiss darstellend, im gleichen Masse, sowohl der Tendenz einer fortschreitenden Aggressivität, als auch der so notwendigen Sicherung des persönlichen „Ich", — da, wo diesem eine reale oder unterschobene halluzinatorische Möglichkeit einer Niederlage oder Verkürzung droht, — zu dienen geeignet sind.

Der erste Weg ist der Weg jener, die sich bei ihrem Streben zur Idee der Macht und der Überlegenheit in den Grenzen des real Erreichbaren halten. Zur Kategorie der annähernd Normalen gehörend („annähernd" deshalb, weil es eine absolute Norm nicht gibt; das tendenziöse Streben zur „Macht", das der gesamten Menschheit eigen ist, schliesst den Begriff einer Fiktion ein. Ausserhalb derselben kann man sich die Möglichkeit des Denkens und Handelns nicht vorstellen. In ihr ist die Dynamik des Lebens!), entwickeln sie die Operationsbasis ihrer strategischen Handlungen auf der festen Grundlage des realen Fundaments. Sie wissen, was sie wollen, sie wissen, was sie können, sie besitzen die Fähigkeit einer fast unfehlbaren Selbsteinschätzung, weshalb sie, in den Aufgaben des Lebenskampfes sich leicht zurecht findend, ohne affektive Schwierigkeiten, höchstens mit einem kurzdauernden Unlustgefühl, dort zurücktreten, wo die innere Stimme der gehörigen Selbsteinschätzung ihnen die tatsächliche (nicht halluzinatorisch-tendenziöse!) Möglichkeit einer Niederlage voraussagt. Nüchtern, ohne Gefühlsbetonung, ohne Voreingenommenheit reagierend, sind sie geneigt, jedes Mal, wo die Umstände dies erfordern, die Hauptbasis ihrer aktiven Massnahmen nach der Seite des „locus minoris resistentiae" zu verlegen, in der Hoffnung auf einen realen Gewinn, und gehen auf diese Weise zu der Tagesordnung des Lebens mit Annahme der Formel einer aufrichtigen Resignation über.

Der zweite Weg ist den Menschen mit dem sogenannten „nervösen Charakter" [1]) eigen. Dieser letztere unterscheidet sich von dem „normalen" nur dadurch, dass die in ihm enthaltene Fiktion (die gleichfalls zum Prinzip der Macht führt), ausserhalb des Bereiches der sozialen Möglichkeiten liegt.

Kraft des vorerwähnten „Minderwertigkeitsgefühls" und der mit ihm verbundenen misslungenen Kompensation kommt das psychische Phä-

[1]) A. Adler, Über den nervösen Charakter. 1912.

nomen der „Überkompensation" zustande, das verwandt oder, richtiger, identisch ist mit dem Prinzip des „männlichen Protestes".

Die dynamischen Momente der Aggression sind bereits unfähig, Befriedigung aus dem Inhalte der primitiv-natürlichen realen Kombinationen zu schöpfen. Sie erstrecken sich weit über die Grenzen des Wirklichen hinaus und lassen sich auf irgendeinem irrealen, abstrakten (für das Subjekt dennoch wahren) Punkte — dem Leitsterne fixieren. Dieser Punkt ist auch jenes Endziel, zu dem wie rote Fäden alle besonderen psychophysischen Erscheinungen des subjektiven, fiktiven Lebensplanes — Charakters hinziehen. Zu diesen Erscheinungen gehören die halluzinatorischen Arrangements: Handlungen, seelische Ausdrücke, Symptome — „die Körpersprache" (Adler) und alle übrigen sichtbaren Erscheinungen.

. . . „Und ich wandte mich dem Stern zum Trotz nach der entgegengesetzten Richtung" . . . .

Erstens — weshalb „zum Trotz"? Weil der Zwang, in einer bestimmten Richtung gehen zu müssen, einen für den Neurotiker gesetzmässigen Protest hervorruft: für ihn kann der Begriff des „Müssen" nicht existieren, denn jede aufgedrungene Gesetzesanerkennung ist mit einem Unterordnungsgefühl verbunden, letzteres wird aber von einem Menschen, der sich in den Mittelpunkt des Weltalls gesetzt hat und nach der Art einer Gottheit, sich als einzige und höchste gesetzgeberische Instanz konstituiert hat, nicht anerkannt. Die ganze Welt ist von ihm in zwei Teile geteilt, entsprechend der Formel: „ich und alles übrige". Hieraus entspringt der markante innere Konflikt, der Kampf mit sich selbst, eine Art von Spiegelfechterei. Garschin protestiert gegen jenes „Müssen", das er selbst sich aufgebürdet und selbst für sich zum Gesetz gemacht hat.

Charakteristisch ist ferner das unbewusste Arrangement solch eines Kampfes. Seine Inszenierung verfolgt den Zweck einer „demonstratio ad oculos" der Unterwerfung eines Teils des gespaltenen „Ich", des vernünftigen, bewussten, logischen Teils, und des siegreichen Triumphes des anderen Teils, der nach oben, zur Macht über der Welt, zu den unentbehrlichen Prinzipien der Menschenverneinung und des Menschenhasses treibt.

Als ob er sich vor sich selbst den Menschen, vor den bewusstethischen Gewissensmotiven und vor allem, was mit dem Begriff der Moral zusammenhängt, rechtfertige, versucht es Garschin in einem möglichst vorteilhaften Lichte zu erscheinen, zeigt seine ehrliche Absicht sich den sozialen Forderungen einer Unterscheidung von Gut und Böse anzuschliessen und wendet sich „als ob zum Trotz" dem „als ob" verhassten Sterne nach der entgegengesetzten Richtung.

Wir glauben an die bewusste Ehrlichkeit dieses psychischen Kunstgriffs, wie wir gezwungen sind, an die Worte und Handlungen des Schauspielers zu glauben, der mit der von ihm selbst erwählten Rolle zu eins verschmolzen ist. Wir glauben an die bewusste Engelsmaske über der unbewussten, prinzipiellen und folglich wahren geistigen Physiognomie des Luzifer, glauben daran in demselben Grade, in welchem Garschin selbst an den sichtbaren, zur Schau gestellten Teil seines gespaltenen „Ich" glaubte.

. . . . . „Aber was geschah? Der Stern, der verhängnisvolle, machtvolle, stand wiederum vor mir auf meinem Wege" . . . .

Was war es in der Tat?

Obgleich Garschin sein Gewissen durch Rehabilitierungsversuche („er der Verhängnisvolle, Machtvolle," dem man nicht entrinnen kann), deren Ziel die Darstellung einer sichtbaren Gestalt des guten Genius ist, einschläfert, hört er faktisch nicht auf, den dämonischen Stern seiner „verbrecherischen" (antisozialen — weil asozialen) Natur zu fixieren und, wie dies stets der Fall ist, fixiert er den negativen Wesensinhalt seines „Ich" vermittelst einer Projektion auf etwas Äusseres, mit den Begriffen des Fatums, des Schicksals, der Macht . . . Denn es ist ja nicht seine Schuld: der Stern, der „verhängnisvolle, machtvolle" steht wiederum vor ihm, auf seinem Wege.

Doch in Wirklichkeit, vor wessen Augen steht er? Wer hat ihn vor sich hingestellt? Wem weist er den ferneren und einzig planmässigen Weg? Und endlich, wer hat ihn mit den Eigenschaften des Verhängnisvollen, der Macht und dergleichen bedacht? Natürlich Garschin selbst!

Und gleich darauf — noch ein wiederholter Versuch, vor seiner eignen gespaltenen Persönlichkeit und der Welt, das zweifellose Vorhandensein ethischer Grundsätze zu unterstreichen: „mit einer mir im Wachen nicht eignen Hartnäckigkeit, wandte ich mich nach links und fürchtete sogar, den „Himmel anzuschauen".

Garschin inszeniert einen Zweifel an das Ausreichen seiner Kräfte, schafft eine Wahnidee von der Unmöglichkeit fiktiver Realisierungen, konstruiert die Angst, den „Himmel" anzuschauen (die für sein Bewusstsein verbotene, für seine ganze seelische Konstellation aber ausschliesslich ersehnte Frucht), simuliert einen Rückzug und versinkt in ein pseudomasochistisches Fühlen, indem er sich nach **„links"**, d. h. ab von dem bejahenden **„Rechts**inhalte" der wahren Triebe seiner Persönlichkeit wendet.

Die „Absichtlichkeit" eines solchen Kunstgriffes geht aus folgenden Fragmenten des Traumes hervor: „ich senkte das Haupt und fühlte ihn trotzdem über mir. Ich blieb stehen, setzte mich zum Ausruhen nieder — mein Stern stand ebenfalls unbeweglich."

Garschin macht bewusste Willensanstrengungen, um von seinem Doppelgänger, dem ihn verfolgenden Schatten loszukommen, verrät aber gleichzeitig die Unaufrichtigkeit eines solchen Rückzuges, die aus den soeben angeführten Momenten des Traumes hervorgeht. Mit anderen Worten, Garschin kann, d. h. will sich nicht im Ernste von seinem individuellen Inhalte, von seinem „Schatten", von dem Imperativ seiner Persönlichkeit trennen.

Wie in allen Fällen neurotischer Konstellationen, der Patient, während er sich beim Arzte über diese oder jene peinlichen Symptome beklagt mit dem „aufrichtigen" Ersuchen, ihn zu heilen, gleichzeitig einem unbewussten Gebot seines Charakters folgend, zweckmässige und für ihn notwendige Symptome einer Erkrankung produziert, so, genau so, versucht es auch Garschin das wachsame Auge der öffentlichen Meinung zu täuschen, indem er den für alle sichtbar sein sollenden Protest gegen seine eigne unmittelbare antisoziale Natur in den Vordergrund stellt und unterstreicht.

Und gleichzeitig mit den Worten: „ich blieb stehen, setzte mich zum Ausruhen nieder" konstatiert er, „mein Stern stand ebenfalls unbeweglich".

Der erstarrte, unbewegliche, versteinerte Inhalt des unmittelbaren „echten" Garschin!

„Es schien mir, als ob ich lange geruht hätte."

Natürlich, einer kampflustigen Natur muss jeder dem Ausruhen geweihte Augenblick wie eine Ewigkeit erscheinen. „Lange ausruhen" muss mit der Befürchtung verbunden sein, dass ein anderer in der Zwischenzeit mehr erringt oder, oh Entsetzen, ihn überholt.

„Ich sprang auf und fing an nach der entgegengesetzten Seite zu laufen", d. h. nach der Seite, auf der (bis zur Wendung nach links) der Weg seines „Sternes" lag. Und wirklich: „der Stern lief mit mir."

Doch wohin wird Garschin von ihm gezogen? In die Richtung der höchsten Ideale? Wem will er sie aufdrängen, einimpfen, beibringen? Wo ist jener heilige Ort, von dem aus ihm, aus der Höhe seiner maniakalen Grösseneinstellung, die Möglichkeit sich bietet, Gesetze des Heils und der Liebe zu diktieren. Wie nennt sich jenes Etwas mit „verschwommenen Umrissen", wohin sein prophetischer Impuls ihn treibt? Sein Name ist „die Stadt". In der Stadt wohnen Menschen . . . „und endlich zeigten sich vor mir die verschwommenen Umrisse der Stadt . . . ."

„Verschwommen" deshalb, weil von der unermesslichen Höhe des an der Himmelskuppel hell strahlenden Sternes (seiner Persönlichkeit) das Reale, Irdische, Menschliche (die Stadt) von Garschin verschwommen, undeutlich, in blassen Umrissen und in verkleinertem Massstabe wahrgenommen werden muss, wie es auch den Gesetzen der Raumbeziehungen entspricht.

Ausserdem, könnte man diese „Verschwommenheit" als eine Art (die übliche für die „Windmühlenritter") von psychischer Zurückhaltung, eine momentane Hemmung in der Formulierung der offenen Frage auslegen: „Was wird dort zu vollbringen sein? Zu welchem Ende werden sich die beabsichtigten Unternehmungen führen lassen? Wird gesiegt werden? Über wen? Über einen halluzinatorischen oder einen wirklichen Feind? Falls ein Sieg, was wird er mit sich bringen? Welchen Triumphanteil wird der „strahlende Stern" des persönlichen „Ich" haben?" Diese Fragen sind indes bereits vorentschieden, denn der Stern blendet und entwaffnet, als psychischer charakterologischer Projektor, die bewussten Elemente der Persönlichkeit, indem sie den Menschen in einen affektiven Zustand versetzen, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzt.

„Ich beschleunigte meine Schritte . . . aber plötzlich stand vor mir ein dichter Wald von Palmen der verschiedensten Arten."

„Ich beschleunigte meine Schritte . . ." = schneller auf den Kampfplatz! „Ich liebe Palmen sehr, hier aber ärgerten sie mich, weil ich keinen Ausgang aus diesem Walde sah. Der Lärm (ein Hilferufen?) aus der Stadt nahm aber unterdes zu. Ich vernahm deutlich Geschrei und Gestöhn und empfand den glühenden Wunsch so rasch als möglich irgend jemandem zu Hilfe zu eilen (wem es auch sei!)".

Ein recht typischer Abschnitt des Traumes. Seine Analyse ist nicht schwer und ergibt im allgemeinen folgendes: die Palme, der Palmenzweig — das ambivalente Symbol = 1. die Friedenspalme und 2. der Palmenzweig — als Attribut des Siegers. Der dichte Wald von Palmen

der verschiedensten Arten lässt sich als endliches (übrigens, richtiger — unendliches) idealistisches Ziel des Lebensplanes Garschins dechiffrieren. „Palmen der verschiedensten Arten" bedeuten natürlich das phantastische Erringen des Vorrangs, der Überlegenheit über alles: eine Abstraktion, die zum Prinzip der Allmacht, der Göttlichkeit führt. Mit ihr muss eine Entwertung alles Realen verbunden sein: der beständige Impuls der Verkürzung des Umgebenden, um des fiktiven Zieles der eignen Verherrlichung willen. Also wird dieses Reale, Irdische, nur in jenen Fällen ausgenützt, wo es mit der tendenziösen Idee des Kämpfers (in der Perspektive) und Siegers, mit einer möglichst grossen Anzahl von „Palmenzweigen" geschmückt zu werden, zusammenfällt. Ein zeitweiliger Waffenstillstand, ein Herablassen zu den niedrigsten, entwerteten Elementen (Stadt, Menschen) wird möglich, ja sogar wünschenswert; erst dann, wenn das Armselige, Minderwertige, Zurückgewiesene um Hilfe fleht („Rettungsphantasien"). Dann, im Beugen über dem letzteren, wird die Apperzeption nach dem Schema: „oben-unten" möglich. Und hierin liegt ja der Kristallisationsmoment der verschiedenen reaktiven Geistesmanipulationen.

Jetzt — wird man gezwungen, sich über die Palmen zu ärgern (eher so zu tun, als ob man sich ärgere), denn „man sieht den Wald vor Bäumen nicht". Der Wald — das ist die Einheit der Natur, ihr allumfassendes Wesen, der Wald — das ist der „Stern", der Kompass, der Leuchtturm. Verliert man ihn aus den Augen, so kann man sich unter der Masse der einzelnen Bäume — der teilweisen, zufälligen und verstreuten Äusserungen des Charakters — verirren. Um sich nicht selbst zu verlieren und die Einheit des Endziels zu erhalten, ist eine bestimmte und beständig im geistigen Gesichtsfelde verbleibende Haupt-Leitlinie nötig. Und nur durch ein Anklammern an die letztere kann es zu Handlungen kommen, die mit der grossen Anzahl der sekundären Leitlinien übereinstimmen.

Und . . . „ich fand mit Mühe durch die dichten Kronen der Bäume meinen Stern".

Natürlich braucht's für jeden Menschen zur Festsetzung und Richtgebung für seine Handlungen die Erschaffung eines analogen Sternes. Wie bereits erwähnt, würde ohne Konstruktion einer solchen Fiktion überhaupt keine Handlung möglich sein. Das psychische Boot bedarf der Zweck- und Planmässigkeit, und nur unter dieser Bedingung (dem Vorhandenseins eines Kompasses — Sternes) kann es — mit Hilfe eines Steuers — in dem Ozean des unmittelbaren Lebenschaos lavieren. Der normale Mensch als Steuermann, indem er ein konkretes (obgleich dem inneren Wesen nach — fiktiv — abstraktes) Lebensziel sich vorzeichnet und schafft, strebt nach der Annäherung an dasselbe unter voller Wahrung des seelischen Gleichgewichts, indem er mit den realen Schwierigkeiten, Hindernissen, Klippen, scharfen Felsen usw. rechnet. Bewusst und nüchtern in seinen Wegen sich zurechtfindend, gibt er Veranlassung zur Annahme, dass das von ihm gesetzte Endziel so oder anders erreicht wird, denn die Fiktion — der Stern erhebt sich kaum über dem Niveau des Lebensmeeres.

Von neurotischen Naturen lässt sich dies nicht sagen: ihr Stern ist an den höchsten Punkt des Firmaments gesetzt, ihr Lebensplan stellt

sich in der Form einer steilen, vertikalen Linie dar, die mit der Erdebene einen Rechtwinkel bildet. Ihre Natur gleicht einem Flugapparate mit nur einem prinzipiellen Steuer, dem Höhensteuer. Sie wandeln auf der Erde mit trotzig und stolz zurückgeworfenem Haupte und nach oben gerichteten Blicken.

Mir dünkt, dass in der biblischen Erzählung von den drei Königen (Wahrsagern — Weisen), die mit ihren Geschenken zum Jesuskindlein kamen und sich auf ihrem Wege von dem führenden Sterne leiten liessen, ein analoger psychologischer Sinn liegt, der die Könige und Weisen (als Vertreter der höchsten irdischen Ziele) zu weiteren aggressiven Handlungen, zur weiteren Verherrlichung der eigenen Persönlichkeit, zum Ideale der Gottähnlichkeit geführt hat. Vom psychologischen Standpunkt entspricht diese sichtbare Aggression, verbunden mit der Darbietung von Geschenken, den psychoneurotischen Kunstgriffen pseudomasochistischer Art. Die Könige — Vertreter der verschiedenen Rassen und Völkerschaften — das ist eine symbolische Anspielung auf das der ganzen Menschheit eigne Streben zu den höchsten Möglichkeiten des Sieges und der Überlegenheit des persönlichen „Ich" über die ganze Welt. Leicht möglich, dass auch gerade zu diesem Zwecke vom Menschen das fiktive Bild der Gottheit geschaffen worden ist.

Kehren wir jedoch zur weiteren Analyse des Traumes zurück.

In dem phantastischen Ausleben der perspektivischen Erfolge auf der Erde, dem Triumphe in der „Stadt", richtet Garschin — „der König" — seine Blicke nach oben. Was ist für ihn, für seine über- und aussermenschlichen seelischen Komponenten ein ganzer Wald von „Palmenzweigen", Palmenpflanzen, die sich von Säften der Erde nähren, wenn der Impuls des Vorrangs, der Göttlichkeit das Reale entwertet und über jeden realen Ruhm und jede reale Befriedigung dominiert?

Und siehe da „der Himmel wurde dunkler und die Schatten der Dämmerung breiteten sich bereits aus."

Nur sein Stern brennt hell am Himmel, alles Übrige versinkt in Finsternis . . . in eine Finsternis, die augenscheinlich durch den Kontrast zwischen seinem hellstrahlenden Sterne und den übrigen Himmelsleuchten bedingt ist. Er ist der erste und der einzige am Himmel, er ist die einzige Gottheit, die mit niemandem ihre Macht und ihre Herrschaft teilt.

Noch ein Schritt weiter und die konstruierte Fiktion verwandelt sich in eine vollkommen vollendete halluzinatorische Verwirklichung, noch ein Schritt in der Richtung dieser charakteristischen Wege, und wir würden das typische Bild einer paranoischen Konstitution vor uns haben.

Nachdem sich Garschin von dem Realen vollständig losgesagt und sich in das Wahnideal der unbegrenzten Allmacht restlos hineingefühlt hat, würde er Glückseligkeit und Frieden — als Endstadium in der Entwicklung paranoischer Tendenzen finden. Aber darin besteht gerade der Unterschied (quantitativ im dynamischen Sinne) zwischen dem Schaffen neurotischer Mechanismen und den Prozessen der paranoischen Erkrankung. Dem Neurotiker gelingt eine vollständige und endgültige Lossagung von dem Realen nicht. (Die konstruktiven Kunstgriffe eines paranoischen Fühlens in den Neurosen tragen

meistens zeitlichen, periodischen Charakter, der einer Fixierung entbehrt.) Bildlich ausgedrückt, ist der Neurotiker mit einem Beine fest an die Erde gebunden; im Bestreben sich von letzterer loszumachen, um gemäss der Leitlinie seiner Natur sich in wolkenfreie Höhen zu erheben, macht er unglaubliche psychische Anstrengungen, die auf eine tendenziöse Umformung der Realität (Verschiedenheit der symptomatischen Kunstgriffe) hinauslaufen, und nach einer Unzahl solcher, im Grunde genommen, fruchtloser Versuche, die jedes Mal immer stärker das „Gefühl der Minderwertigkeit" und den aus ihm hervorgehenden „männlichen Protest" unterstreichen, ist er geneigt, das gleiche immer zu wiederholen und jedesmal zu dem Zwecke, um in dem äussersten Gefühle seiner Impotenz die Möglichkeit einer Reaktion, einer noch grösseren Erbitterung, eines noch grösseren Protestes, Trotz und Wut zu gewinnen. Dieses aber seinerseits zu dem Zwecke, um auf der Plattform solcher arrangierten Gefühle operierend, sich noch krampfhafter an die charakterologische Linie zu klammern, die (subjektiv) zu dem üblichen statischen Zustand der tendenziösen Entwertung des Realen und zum männlichen Proteste führen müssen.

„Der Wald war weit hinter mir zurückgeblieben" aber „die Stadt lag ganz nahe vor mir."

Wie aus dieser Situation des Traumes ersichtlich, besteht keine Möglichkeit dazu, die Brücken hinter sich zu verbrennen, die Fesseln der sozialen Formen abzuwerfen, fehlt die Kraft, sein „Ich" zum anarchistischen Ideal der vollständigen Unabhängigkeit von den Direktiven der gesellschaftlichen Einordnung, den ethischen Prinzipien und seiner aufgezwungenen Moral zu bringen, und ist eine Realisierung seiner fiktiven Überlegenheit über alles Existierende nicht denkbar.

Unmöglich, undenkbar, keine Kraft . . .? Nein, es ist sicher unerwünscht in bezug auf die konstruktive Unsicherheit, Angst und Zweifel. Unerwünscht? . . . Wieso denn, wenn dies dem Inhalte des ganzen Lebensplanes widerspricht? Folglich — erwünscht, notwendig, unentbehrlich . . . Und die Angst, das Schwanken, die Unsicherheit? . . Was soll man tun, wie diesen gordischen Knoten durchhauen? . . . Sehr einfach: man muss ihn durchhauen in der Richtung des Grundsätzlichen, Kategorischen, Charakterologischen, d. h. das Leben bis zum letzten Grade entwerten, dies aber ist gleichbedeutend mit dem Fortgehen aus demselben.

Solch ein durchaus durchdachter und (für Garschin) gesetzmässiger Ausweg tauchte einmal in Garschins Seele auf. In dem Traume findet eine seelische Bilanz statt, werden perspektiv die Summen gezogen, die ein grosses Aktiv in der psychischen Buchhalterei Garschins nicht verkennen lassen. Jedoch dieses Aktiv ist relativ, und man kann ihn nur von dem Gesichtspunkte der Natur Garschins einschätzen . . . .

„Und plötzlich verlosch mein Stern."

Nein, wir glauben nicht daran: wir sind überzeugt, dass im Verlauf der nächsten 5 Jahre nach dem von Garschin erzählten Traume, der „Stern" noch heller am Himmel strahlte, noch intensiver und deutlicher alle seelischen Anspannungen des Dichters zu sich lockte und, so sonderbar es auch erscheinen mag, in den letzten Augenblicken des Sturzes in den

Schacht der Stiege, in blendendem Glanze der Verlockung, wie noch nie zuvor, strahlte.

Garschin, als er sich nach unten stürzte, schwang sich eigentlich hinauf nach oben, ihm entgegen, in seine Umarmungen, wobei er diesen einzigen, wirklich glücklichen Augenblick seines kurzen, unerträglicher Widersprüche und beständiger innerer Konflikte vollen Lebens, segnete. Der gordische Knoten ist durchhauen, und dies führt zum seelischen Gleichgewicht, zur vollen seelischen Befriedigung.

Alle Menschen streben zum Glück, zur Befriedigung ihrer Persönlichkeit in jeder Beziehung. Herrschsucht, Unterjochung anderer, Einstellung über Alles und Allen, überall und immer — darin liegt die seelische Dynamik sowohl der Normalen, als der Neurotiker. Unaufhaltsam steuern sie der Erreichung dieser höchsten Ideale zu, entweder auf den Wegen der direkten, unmittelbaren Aggressivität (in annähernder Norm) oder auf schweren, versteckten Umwegen (in der Neurose). Und natürlich, je deutlicher, plastischer die seelischen Anspannungen eines Menschen nach der Seite des ephemeren und abstrakt-fiktiven „Glücksternes" sind, desto qualvoller, komplizierter sind seine Lebenswege und desto heller die Apotheose, worin sie auch ihren Ausdruck finden mag: in genialer Schöpferarbeit, in der Psychoneurose oder sogar im Selbstmord.

III.

Ein Beitrag zur Kritik der physiologischen Theorie der normalen und pathologischen Wahrnehmung.

Vortrag, gehalten im Verein für freie psycho-analytische Forschung; Wien, 10. April 1913.

Von **Max Cresta**, Wien.

Wenn Wilhelm Specht[1]) in seinem Aufsatz über die „Phänomenologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen" bei der kritischen Würdigung der physiologischen Theorie das Ergebnis seiner Untersuchungen über diese Theorie in den Satz zusammenfasst, „dass es ja gar nicht mehr die pathologischen Tatsachen selbst sind, welche die Motive einer physiologischen Erklärung in sich bergen, sondern dass die physiologische Theorie bereits mit bestimmten Voraussetzungen an die Tatsachen, die sie erklären will, herantritt," so ist das ein Urteil, das formell zwar nicht mehr als eine kritische Auseinandersetzung, inhaltlich aber eine vollständige Absage bedeutet. Aber wir stehen hier, dieser Theorie gegenüber, vor einem gefährlichen, wissenschaftlichen Kompromis, das sich aus dem Verlangen ergibt, die Resultate einer Wissenschaft müssten sich mit den Resultaten einer anderen decken, wir stehen vor den Konsequenzen eines fast gewollten Missverstehens, so dass des Urteils Strenge auch des Urteils Gerechtigkeit wird, und ich glaube, es wäre nach einigen Jahrzehnten selbständiger Psychologie endlich an der Zeit, Unbefangenheit zu üben und einzusehen, dass die Physiologie unmöglich imstande sein könne, uns auch nur den geringsten Aufschluss über ein psychisches Geschehen — so weit es psychisch ist — zu geben: ebensowenig, wie es jemals der Chemie gelingen könnte, selbst wenn sie eine lebende Zelle auf chemischem Wege zu erzeugen vermöchte, irgendwie das Problem, das das Leben bedeutet, zu lösen.

Sobald wir physiologische Erscheinungen, die die psychischen begleiten, ihnen vorausgehen oder folgen, ins Auge fassen, müssen wir uns schon, soferne wir unbefangen sind, darüber klar sein, dass wir uns von der Psyche entfernen. Wissen wir doch kaum, inwieweit hier das post hoc auch ein propter hoc ist: und wüssten wir es, so wäre wenig geholfen. Immer noch wäre die Seele der Dogmen als ein per se alterum, so wenig sie vor wissenschaftlicher Einsicht Stand zu halten vermag, eine berechtigtere Auffassungsmöglichkeit, als eine wie immer lokalisierte und materialisierte Psyche. Erklärt uns z. B. die physiologische Theorie die Wahrnehmung

[1]) Zeitschrift für Pathopsychologie, II. Bd., Hft. 1 u. 2. Leipzig, Engelmann Hier kommt zunächst der Artikel in Heft 2 in Betracht.

als das Ergebnis der Fortleitung der durch einen physikalischen Reiz entstandenen Veränderung im Nerven, Sinnesorgan usw. zum Gehirn, so bleibt sie uns noch die Antwort auf die Frage schuldig, wo dabei das psychische Geschehen beginnt; sie gesteht es nicht ein, dass sie schon dadurch, dass sie das Wort: Bewusstsein braucht, das Gebiet der Physiologie vollständig verlassen hat, dass das psychische Geschehen sich nicht als das Endergebnis einer physiologischen Reihe lösen lassen kann. Wenn ich den Tisch berühre, so — behauptet die physiologische Theorie — empfinde ich nicht den Teil des Tisches, sondern den Teil der Haut, der den Tisch berührt usw.: aber das hat, so wenig wir die physiologische Richtigkeit der Behauptung bezweifeln wollen, für die Psyche keinerlei Bedeutung, denn das Objekt der Wahrnehmung ist in diesem Falle nicht die Haut, sondern der Tisch.

Es will mir — wie es bei Wissenschaften, in denen das Spekulative eine grosse Rolle spielt, häufig genug geschehen mag, — in der Beobachtung der konstruktiven Verwendung psychischer Momente bei physiologischen Systemisierungen zur Überzeugung werden, dass es sich da um eine jener in sich unkontrollierbaren Erscheinungen handelt, die — vergleichbar der unentschiedenen Haltung, welche man „das Sitzen auf zwei Stühlen" nennt — ein Ergebnis des Verfolgens eines bestimmten Zieles und der Verwendung unbestimmter Mittel sind; dass also hier, in unserem Falle, die physiologische Theorie das Psychische zur Entwertung der Realität und andererseits das Organische und Physiologische zur Entwertung der Psyche benützt: nur geschieht es ihr dabei, dass sie selbst zwischen die Puffer gerät. Denn es ist merkwürdig genug, dass die Aussenwelt, die problematische und verleumdete Realität, erst ausserhalb unseres Körpers beginnen soll, das Psychische aber, dieses als eine Realität höherer Ordnung jener „objektiven" Realität Entgegengehaltene, doch dabei in organischen Vorgängen seine Erklärung finden muss. Wenn es um uns nur Schwingungen eines unbekannten Mediums gibt, so können die Nerven und das Gehirn, welche wir doch nur durch das Sehen oder Tasten kennen, auch nicht etwas anderes sein.

Schon bei Johannes Müller[1]) ihren deutlichen Ausdruck findend, hat die Physiologie, bei der Untersuchung der Nerventätigkeit im menschlichen Körper durch das psychische Phänomen des Bewusstseins gestört, sich gezwungen gesehen, zum Problem der Psyche selbst, die doch so innig mit den Vorgängen im Nervensystem verknüpft erschien, Stellung zu nehmen und hat in strenger Durchführung ihrer Methode dieses Problem dadurch zu überwinden gemeint, dass sie durch eine Art Materialisierung die Psyche in den Kreis ihrer Interessen zog, indem sie nämlich, diese Psyche als Ausgangs- oder Endpunkt erfassend, sie in den Bereich der physiologisch erklärbaren Tätigkeit der Nerven zwang. Andererseits erschien anatomisch die Lokalisierung der Psyche schon durch die Tatsache eines zerebralen Zentrums gegeben. Doch müsste man sich urteilslos der Physiologie anvertrauen, um nicht zu erkennen, dass damit eigentlich nichts erreicht wurde, abgesehen davon, dass auch noch nichts bewiesen war.

---

[1]) Handb. der Physiol. d. Menschen; dazu auch die einschlägigen Kapitel bei Wundt, Lehrb. der Physiol. d. Menschen, und Claude Bernard, Leçons sur les phénomènes de la vie.

Denn wenn sich auch kein Zweifel dagegen erheben kann, dass die Nerventätigkeit an die nervöse Substanz gebunden sei, dass sie, sei es chemisch (Veränderung in der Substanz), sei es physikalisch (im Bilde eines Kraftstromes, Elektrizität) oder sonst wie, in jedem Falle nur im Nerven selbst vor sich gehen könne, so wird es doch vollständig unmöglich, dem rein psychischen Geschehen (Bewusstsein, Wille, Gefühl usw.) einen bestimmten Ort als bedingenden, mechanischen Apparat in der zerebralen Masse anzuweisen; es wird sich dieses Psychische vielmehr immer wieder hinter die Materie zurückziehen: schon deshalb, weil sich uns das Psychische als in einer Einheit (Psyche) zusammenhängend repräsentiert.

Nun ist es klar, dass, wenn die Voraussetzungen, mit denen die Physiologie an ein psychisches Geschehen tritt, falsch sind, es auch die Schlüsse und Ergebnisse, die sich darauf bauen, sein müssen: Und eines dieser Ergebnisse ist die physiologische Theorie.

Es muss uns begreiflich erscheinen, dass es hauptsächlich die wahrnehmende Tätigkeit des Menschen sein wird, die dadurch, dass sie unbedingt als Voraussetzung die Funktion der Nerven hat, die Physiologie zur Erklärung herausfordern muss. Kann aber die Physiologie das Erste im Entstehen einer Wahrnehmung nur interpretieren, indem sie von einem physikalischen Reiz spricht, der ein peripheres Organ trifft, so kann die Wahrnehmung schliesslich — physiologisch — nur dadurch zustande kommen, dass die Veränderung, die durch diesen Reiz im peripheren Organ entsteht, also eine Qualität der Sinnesnerven und nicht eine Qualität des „Objektes" zum Zentrum geleitet wird [1]). Aber die physiologische Theorie, die nicht so sehr physiologische als psychologische Ambitionen hat, nennt dieses Zentrum nicht mehr Gehirn, sondern Psyche. Das heisst, wenn sie es nicht so nennt, so macht sie es so. Und darin liegt der Fehler. Waren die Schlüsse, die die Physiologie aus den Vorgängen im Nerven bis zum Gehirne zog, auch richtig — und darüber haben wir hier nicht zu urteilen —, so sind sie hier, in der physiologischen Theorie, zweifellos falsch.

Das Endergebnis jenes physikalischen Reizes in der Psyche, die Wahrnehmung ist ganz anders, als es der physiologischen Lehre zufolge sein müsste. Die Psyche setzt sich über alles, was zwischen ihr und dem peripheren Organ, das jener Reiz traf, liegt, also über das ganze Nervensystem samt Gehirn hinweg, sie weiss nichts von einer Qualität des Sinnesnerven oder ihrer Fortleitung, für sie existiert endlich doch nur die Qualität des „Objektes", d. h. die Psyche glaubt an die Existenz der Aussenwelt, sie steht unmittelbar vor einer objektiven Realität.

Wenn also, wie es gefordert wird, die physiologische Erklärung der Entstehung der Wahrnehmung für die Psychologie massgebend sein sollte, so stünden wir, da die Physiologie doch auch nicht ohne Beitun der Psyche entstanden sein kann, vor der seltsamen Erscheinung, dass die Psyche etwas bewusst täte, wovon sie bewusst nichts weiss.

Und nicht weniger seltsam ist es, wenn wir dann, ohne dass dafür eine Notwendigkeit in der Sache selbst läge, die physiologische Theorie selbstherrlich ihre Lehren über die Wahrnehmung auch auf die Vorstellung hinübertragen sehen; wenn wir also hören, dass sich die Vorstellung von der Wahrnehmung nur durch geringere Intensität unter-

[1]) Siehe dazu auch Specht, w. o. S. 127 und 220.

scheide. Soweit werden wir allerdings das Zugeständnis machen müssen, dass wir keine Vorstellung haben könnten, wenn wir keinerlei Wahrnehmung hätten, was psychologisch ungefähr so viel bedeutet, als dass wir uns die Psyche ohne Sinnesorgane, ohne Aussenwelt überhaupt nicht denken könnten, aber der Schluss, der von der physiologischen Theorie hier gezogen wird, die Vorstellung entstünde dadurch, dass ein Wahrnehmungsbild der Qualität nach unverändert, nur weniger intensiv reproduziert werde, ist mehr als willkürlich, er widerspricht geradezu den Tatsachen.

Dieser Schluss fand seine Stütze hauptsächlich aus dem Hilfsbilde, die Vorgänge, die sich bei der Wahrnehmung in der nervösen Substanz abspielten, hinterliessen in dieser Spuren, die die Vorstellung in ihrem Entstehen benütze, auffrische. Wir hätten es also mit einer Erscheinung zu tun, die ebenso, wie sie durch einen physikalischen Reiz auf das Sinnesorgan entstehen kann, willkürlich zentral erzeugt werden könne, und es bliebe uns endlich auch hier nichts anderes übrig, als die Autorität der Psyche zuzuerkennen. Und der physiologischen Theorie wäre nichts anderes gelungen, als das Zurückschieben des psychologischen Momentes, nicht aber ein Verflechten desselben mit dem Vorgang im Nervensystem.

Aber ich glaube, wir dürfen der physiologischen Theorie nicht einmal so weit folgen: denn einerseits unterscheiden sich in unserem Bewusstsein Wahrnehmung und Vorstellung qualitativ, andererseits müsste die Psychologie, wollte sie die beiden Probleme miteinander verquicken, nicht nur diesen Unterschied, sondern auch den verschiedenen psychischen Inhalt verkennen. Wenn also z. B. der Tisch a in der Wahrnehmung etwas bestimmt Gegebenes bedeutet, so ist es zweifellos, dass derselbe Tisch a in der Vorstellung ein unbestimmt Gegebenes ist: d. h. der Tisch als Vorstellungsbild unterscheidet sich vom Tisch als Wahrnehmungsbild — wobei beide vor der Psyche als „Objekt" identisch seien durch den Inhalt und nicht durch die Intensität (sinnliche Frische). Form und Farbe haben für die Vorstellung gegenüber der Wahrnehmung eine Überbedeutung über das Stoffliche, das Flächenhafte wird zu einem räumlichen Bild (in der Vorstellung kann ich den Tisch von allen Seiten zugleich sehen) usw.; mit anderen Worten: Je weniger die Psyche in Abhängigkeit von den Sinnesorganen, von der Aussenwelt steht, um so mehr wird sie ein „Objekt" sich angleichen, entmaterialisieren und isolieren. So gelingt ihr das Schaffen von Begriffen, die Entsinnlichung, die Assoziationsmöglichkeit, so gelingt ihr die Herrschaft über die Welt. Wir können dabei die Psyche nur in ihrer Bedeutung für das Individuum als höhere Einheit erfassen, nicht als Selbstzweck, sondern eingestellt in die Richtung auf ein Ziel, indem dieses Ziel, aber auch schon die Richtung, für das Individuum einen Lebenswert bedeutet.

So sehr diese letzte Betrachtung aus dem Rahmen der gestellten Aufgabe herauszufallen scheint, so fügt sie sich sofort wieder ein, wenn wir die Vorstellung als einen Träger psychischer Tendenzen erfassen, wenn wir einsehen, wie sehr schon die Vorstellung gegenüber der Wahrnehmung imstande ist, in die Stromrichtung psychischer Tendenzen zu fallen; um vieles deutlicher und ausgesprochener zeigt, geradezu geladen von unbewussten Wünschen und Bedeutungen, ihrem Sinne nach immer nur aus der Psyche — wie ein Arrangement (Adler) — erklärbar, die sogenannte Wahrnehmungstäuschung, die Halluzination, diesen Charakter.

Warum aber die physiologische Theorie das besprochene Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Vorstellung aufgestellt hat, wird uns, auch wenn wir die Schuld nicht allein der Begierde nach Ländererwerbung zuschreiben wollen, klar, sobald wir uns ihre Erklärung der Halluzinationen betrachten; fast will es da erscheinen, die physiologische Theorie behaupte, es sei so, aus dem Wunsche, es möchte so sein. Bestünde jenes Verhältnis, so würde die Halluzination nach gezogener Konsequenz zu einer Vorstellung mit Wahrnehmungsintensität. — Aber wo liegt dann das Pathologische? Doch nur, da der Reiz die Titelrolle spielt, in der nervösen Substanz. Und die Psyche gibt, wie es auch von neurologischer Seite oft genug gemeint oder getan wurde, den passiven Zuschauer ab.

Die physiologische Theorie hat sich endlich, bei der Frage nach dem Ursprung und der Sphäre des Reizes, in eine zentrale, eine zentrifugale und eine zentripetale Theorie geteilt. Wenn wir nun, wobei es auf dasselbe hinauskommt, welche dieser drei Theorien wir berbeiziehen, die zentrifugale Theorie lehren hören, eine Halluzination käme dadurch zustande, dass der Zustand gesteigerter Reizbarkeit vom Zentrum aus zu einer Reizung des Sinnesorganes werde, so ergibt sich, wie bereits oben bei der physiologischen Theorie der Vorstellungen, sogleich die Frage, wodurch dieser Reiz eigentlich entsteht. Wenn wir früher von der Willkür sprechen konnten, mit der die Psyche die Vorstellung ihren Interessen unterordnet, so sehen wir hier einen gewissen Zwang walten und inhaltlich und bedeutungsmässig ergibt sich für die Halluzination der Artcharakter der Wahrnehmung. Und weil jener „physikalische Reiz", das Objekt fehlt, nennen wir die Halluzination pathologisch. Aber da das Halluzinationsbild sich nur aus den Möglichkeiten der Psyche selbst ergeben kann, d. h. da es nicht bedeutungslos sein kann, wird der Zwang, unter dem die Halluzination steht, selbst wieder nur aus der psychischen Konstellation zu erklären sein, als ein Mechanismus, der, der Lebenstendenz des Individuums untergeordnet, einer mehr minder unbewussten, momentan gesteigerten Tendenz der Psyche entspricht. Im Halluzinationsbild selbst liegt also ein Ausdruck der Psyche vor, der Wahrnehmungscharakter ist etwas Sekundäres und es wird Aufgabe des Psychologen, damit auch des Arztes, aus diesem Ausdruck zu lesen, was er enthält, und den tieferen Sinn, der sich verbirgt, zu finden.

Das wird uns jedoch niemals gelingen können, wenn wir, wie es die physiologische Theorie tut, bloss konstatieren, dass ein Individuum halluziniert, und, in der Frage nach der Ätiologie beim Wahrnehmungscharakter der Halluzination stehen bleibend, ihren Inhalt nicht berücksichtigen oder die Form, in der das halluzinierte Bild erscheint, dem Zufall allein zuschreiben wollten. Wir sind hier an den wichtigsten Punkt der Frage gelangt, wir stehen dort, wo das weitgreifende Verkennen des Problemes der Halluzination wurzelt.

Wenn wir den von Specht aus Sander zitierten Fall[1]), das Mädchen, das mit dem Fuss einen weichen Gegenstand zu berühren und dann einen dreibeinigen Hasen zur Türe hinauslaufen zu sehen vermeint, betrachten, so drängt sich uns, auch ohne Untersuchung, die Überzeugung auf, dass die Erklärung der physiologischen Theorie: die

[1]) Zeitschrift für Pathopsychologie II. Bd., Heft 1.

Halluzination entstehe durch einen Reizzustand des Zentrums[1]), wobei jene „Wahrnehmungsspuren" in Verwendung kämen, eigentlich an der Sache selbst vorbei gefahren sei. Wir werden doch kaum der Physiologie zu Liebe annehmen wollen, dass es eine Wahrnehmungsspur, die dem Bilde: dreibeiniger Hase, oder auch nur: Hase entspräche, geben könne, und endlich wird man schon instinktiv den Mangel einer solchen Betrachtung der Halluzinationen herausfühlen, die sich begnügt, einen Fall zu besprechen, der zusammenhanglos und beziehungslos in der Luft hängt[2]). Mit einer Halluzination, von der man nur das wahrgenommene Bild (Ton usw.) und einige begleitende Umstände (z. B.: dass die betreffende Person hysterisch ist) kennt, kann man gar nichts anfangen, weil man ebensogut alles damit anfangen kann: man legt hinein, nimmt heraus, was man gerade braucht, und die widersprechendsten Behauptungen bleiben unantastbar und unzerstörbar, weil ein Gegenbeweis unmöglich ist, wo es keine Beweise gibt. (Vieldeutigkeit der Symptome.) Zum früher erwähnten Fall würde aller Voraussicht nach so mancher Anhänger Freud's sofort entdecken, der dreibeinige Hase sei ein Sexualsymbol, und wir könnten höchstens sagen: es liesse sich nichts dagegen tun. Denn, solange wir nicht wissen, welchen Sinn und Inhalt ein Halluzinationsbild für die Psyche hat, wie es mitten drin liegt in der Vielfältigkeit des Spieles auslangender Wünsche, hingreifender Süchte, herausgehoben aus der Tiefe für einen Augenblick als ein mahnendes Phantom voll Wert und Ausdruck, solange man, wie Adler sagt, die Leitlinie des Individuums nicht kennt, muss uns die Halluzination ein Rätsel bleiben; ein Rätsel in jenem Sinne, in welchem es uns ein Ton ist, der, herausgerissen aus einer Melodie, in der er, auch wenn sie voll von Dissonanzen klang, ein Herrscher oder ein Träger, vielleicht eine Überfülle des Ausdruckes war, uns nichts mehr zu sagen vermag. Was nützte uns bei diesem Ton die Lehre der Physik, der Akustik oder eine physiologische Besprechung über die Vorgänge im Gehörorgan? Wäre dies alles nicht etwas ganz anderes, als was der Ton in der Melodie für die Psyche war? Oder bestünde etwa die Melodie noch anders, als für die Psyche? Fällt doch das Wort: Melodie vor der Akustik hin.

Und doch ist das nur ein Vergleich. Und doch ist die Musik nur ein Ausdrucksmittel, wie die Sprache, aufgebaut aus starren, längst gewohnten Gliedern. Müsste es uns da nicht als ein Missverstehenwollen erscheinen, wenn man die Halluzination, die doch ganz im Innenkreis der Psyche liegt, keine Verständigung mit der Aussenwelt, sondern ein Ausdruck für die Innenwelt bedeutet, die daher nicht alles enthalten kann, was in der Psyche vorgeht, sondern nur das, was die Psyche aus eigener Nötigung sich einmal zeigen will, wenn man diese Halluzination zu verstehen meinte, bevor man das Gewebe von Tendenzen und Wünschen der Psyche zu erschauen und zu lösen suchte, um aus ihr, aus der Psyche selbst, den Sinn und den Schlüssel für das Verstehen zu finden.

---

[1]) Müssten wir nicht eigentlich erwarten, dass eine solche Reizung des Zentrums im Auge eine Lichtwirkung, im Ohre eine Klangwirkung, nicht aber ein Wahrnehmungsbild zu erzeugen im Stande wäre? Muss die Erregung der „Spuren" gleichbedeutend sein mit dem „Reproduzieren" des Wahrnehmungsbildes?

[2]) Wie es bis auf Freud (siehe auch seine Arbeiten über Traumdeutung) regelmässig getan wurde.

Im allgemeinen können wir erkennen, dass die Halluzination eine Mahnung bedeutet, ein Arrangement, wie Adler[1]) sagt, als Memento oder als Warnung; im einzelnen Falle wird der Psychologe und Psychopathologe es sich zur Aufgabe machen müssen, auch den Grund, auch den Sinn zu finden. Denn die Psychologie kann synthetisch nur die Grenzen finden, innerhalb welcher ein psychisches Geschehen sich abspielt, den Wert nennen, den eine Erscheinung für die Psyche hat, im besonderen Falle kann sie uns nur die Grundlage und die Methode für die Analyse bieten.

Wenn wir also zum Schlusse zusammenfassend die Ergebnisse unserer Betrachtung rekapitulieren wollen, so möchte ich zunächst allen Nachdruck nochmals auf den prinzipiellen Artunterschied dann und wieder auch gleichlautender Fragen der Psychologie und der Physiologie legen. Alle die Begriffe, von denen wir oben gesprochen haben, wie Vorstellung, Wahrnehmung, Halluzination usw. können, so oft sie auch von der Physiologie bearbeitet werden mögen, niemals in das Gebiet der Physiologie gehören. Was hier die Physiologie tun kann, beschränkt sich naturgemäss auf eine Untersuchung der Vorgänge im Sinnesorgan und -nerven, mit denen die psychischen Erscheinungen verbunden sind. Die Ergebnisse, zu denen sie da gelangt, werden insoweit, als die psychischen Funktionen nicht unabhängig von der organischen Leistungsfähigkeit sein können, sondern einen zweiten Modus des Individuums der Welt gegenüber bedeuten, auch von der Psychologie als angewandte Wissenschaft besonders in klinischen Fällen berücksichtigt werden müssen, aber dabei wird es sich nicht um einen Aufschluss über die psychisch-pathologische Erscheinung selbst handeln, sondern nur um ein Erkennen der Umstände und Bedingungen, die sie verursachen oder begleiten. Die Physiologie wird schwerlich aus eigenem Willen ihre Insolvenz der Psyche gegenüber eingestehen, sie wird es nicht unterlassen, über das Gebiet des Organischen in das der Psyche zu greifen, weil das ein Verschieben der Grenzen von „unten nach oben" bedeutet, aber die Psychologie darf ihr dabei nicht auf halbem Wege entgegenkommen, sie muss sich dessen klar werden, was allein ihre Aufgabe sein kann, und für die Verlockungen der Physiologie bliebe ihr das Mittel, das sie die Psyche lehrt, die „abwehrende Atitude".

Über die Notwendigkeit, bei der Untersuchung einer psychischen Erscheinung von der Psyche als Einheit auszugehen, wird kein Zweifel bestehen können, sobald wir uns — wie schon oben, bei Besprechung der physiologischen Theorie der Halluzination gezeigt wurde — zur Einsicht erheben, dass in jeder psychischen Manifestation eine psychische Tendenz liegen muss: und somit bleibt uns abschliessend noch übrig, mit einigen Worten auf die Stellung der Psychologie der Philosophie gegenüber einzugehen, weil wir es hier mit einem ähnlichen Verhältnis zu tun haben, wie wir es früher zwischen Physiologie und psychologischen Pro-

---

[1]) Adler, Über den nervösen Charakter, Wiesbaden 1912. Siehe auch: Adler, Neurologische Bemerkung zu Freiherrn Alfr. v. Berger's: „Hofrat Eysenhardt". Vortr. im Ver. f. fr. ps.-a. Forsch., 22. Febr. 1912. Erscheint demnächst in der Zeitschr. f. med. Psychol. und Psychotherapie. Ebenso die Halluzinationen, die „Gesichte" des Alten Testamentes, denen immer ein mahnender Charakter unterliegt.

blemen aufzudecken suchten; weil im Verlangen nach philosophischer Unabhängigkeit, vielleicht nach philosophischer Willkür, das die Psychologie oft genug zeigt, die Ursache mancher prinzipieller Fehler liegt.

So war es hauptsächlich die Frage nach der Existenz der Dinge, das Problem der Welt ohne Menschen, der Wirklichkeit, die der Philosophie ihre ältesten und tiefsten Probleme gab, weil darin etwas vom grossen Hohn des Nihil liegt, weil sich gerade da das Leben und das Nichtleben berührt: wo die Psychologie mitzureden sich berufen glaubt. Und doch liegt gerade im Bewusstsein der einzige, überlegene Beweis der Welt; und doch könnte die Psyche, auch wenn die Philosophie einmal uns noch so zwingend überzeugen könnte, dass es keine Wirklichkeit gibt, nicht anders tun, als an die Wirklichkeit zu glauben, weil sie selbst nicht anders bestehen kann, als wie sie in der Welt besteht. Denn die Psyche müsste, um die Welt zu leugnen, sich selbst zerstören; und doch liegt in der Selbstvernichtung, im Selbstmord, für die Psyche selbst wieder nur ein Beweis der Realität. Allerdings: wenn ein Individuum zugrunde geht, so geht für ihn mit seinem Bewusstsein auch die Welt zugrunde; aber setzt es nicht das Weiterbestehen der Welt auch im Sterben voraus?

Aber es handelt sich uns hier natürlich nicht um die erkenntnistheoretische Frage, wir wollen nur feststellen, dass der Psychologe, soferne es ihm um das Problem der Psyche Ernst ist, nichts mit dieser Frage zu schaffen hat: sobald er die Realität der Aussenwelt leugnet, fällt auch die Psychologie hin. Wie uns Vaihinger[1]) zeigt, dass die Funktion des Denkens nur dadurch zustande kommt, dass die Psyche eine Relation zwischen sich und einem Objekt oder zwischen zwei (oder mehreren) Objekten fingiert, so wird auch jede andere Manifestation der Psyche zu einer Relation, zu einem Beweis für die Realität, zu einem Beweis für ihre eigene Existenz. Sicherlich: dieser Beweis gilt nur für die Psyche, aber der Psychologie muss es genügen.

---

[1]) Die Philosophie des „Als ob." Reuther und Reichardt, Berlin 1912.

IV.

Hermann Bang's „Hoffnungslose Geschlechter".

Eine Studie zum Problem der Decadence.

Von **Alexander Schmid**, Wien.

Ein literarisches Kunstwerk kann von der vergleichenden Individualpsychologie, die sich der Psychoanalyse als eines methodischen Hilfsmittels bedient, in doppelter Weise ausgewertet werden:

1. — Und von dem soll hier abgesehen werden — kann es uns mancherlei wichtige Aufschlüsse über die psychische Struktur des Autors geben und

2. kann sich der Psychologe bemühen, aus den gegebenen charakterologischen Merkmalen und Handlungen der Akteure ihre Persönlichkeitsbilder zu klären, Widersprüche aufzulösen, kurz: ihre fiktiven Leitlinien, in die alles münden muss, aus den einzelnen Etappen darzustellen.

Bevor man aber daran geht, drängt sich eine andere, sehr heikle Frage auf, die ich hier nur flüchtig berühren kann: Sind die Menschen in einem Drama oder Roman so für die Wissenschaft nutzbar zu machen, gleichsam als ob sie lebten oder gelebt hätten? Ich glaube, mit leiser Anlehnung an Schelling und Bergson, dass es hier besonders darauf ankommt, ob wir die Möglichkeit haben, aus den vom Dichter beigebrachten Einzelzügen seine Gestalten intuitiv, von innen heraus als ganze, lebende zu erfassen. Sind die Personen hinreichend plastisch, und das sind sie in jedem wirklichen, nicht etwa allein im naturalistischen Kunstwerk, dann dürfen wir wohl auch an ihnen wissenschaftliche Untersuchungen vornehmen und für deren Resultate einen nicht nur hypothetischen Wert beanspruchen. Nebenbei bemerke ich, dass gerade nervöse Menschen sehr leicht dazu neigen, den Lebensgehalt von Romanfiguren ganz besonders intensiv zu empfinden. Es ist dies deutlich daraus zu ersehen, dass sie sich auf Grund oft wenig belangvoller, durch spürsinnige Abstraktion entdeckter Gemeinsamkeiten, aus ihnen Leitbilder formen, ja völlige Identifikationen vornehmen. Der eine tut, als ob er Raskolnikow wäre, der andere meint, Niels Lhyne und der dritte Dorian Gray zu sein. Natürlich geschieht dies nur im Interesse des Persönlichkeitsideals des betreffenden Lesers, denn dieser Held, mag er auch ein sehr trauriger und kläglicher sein, bleibt doch insoweit eben der Held, als er im Mittelpunkt einer Anzahl von Menschen, eines Komplexes von Handlungen steht, was ihm immer eine gewisse Überwertigkeit verleiht. Der Trieb, sich mit ihm zu identifizieren, hat also rein kompensatorischen Charakter.

William Hög, der Held von Bangs „Hoffnungslosen Geschlechtern" entstammt einer keineswegs im Interesse der Zuchtwahl geschlossenen Ehe. Sein Vater Ludwig Hög, Sohn eines Ministers, aus altadeligem Hause stammend, war schon als Jüngling schwächlich, nervös und tief melancholisch, machte seinen Eltern durch müssiges und regelloses Leben viel zu schaffen; erst im 35. Jahre, also ziemlich spät, war er bereit ein Amt anzunehmen, kurz nachdem er sich verheiratet hatte. Seine Frau, Stella, war aus einer Familie, in der Fälle von Tuberkulose häufig waren; sie war um 17 Jahre jünger als ihr Mann, dessen Ahnengalerie, Bildung und weltmännisches Gebahren ihr ziemlich imponierten. Von vornherein fixierte sie in der Ehe eine kindliche Einstellung: Ihr Liebstes ist mit Puppen zu spielen, sie weint, wenn der Gemahl einmal etwas länger von zuhause ausbleibt. Bald zeigen sich auch bei ihr die Anzeichen der Tuberkulose, sehr bezeichnend gerade zu einer Zeit, da sie von einer Reise zurückkehrt, die den Zweck hatte, sie eine plötzlich erwachte Leidenschaft zu einem Jugendfreund vergessen zu lassen. Sie durfte um keinen Preis ihrem Manne selbst eine Waffe gegen sich in die Hand geben, deshalb musste sie durchaus „anständig" und „tugendhaft" bleiben, was eben das Ertöten, wenigstens jeder sichtbaren Regung dieser Liebe erheischte.

Dann wurde Stella Mutter, gebar zuerst ein Mädchen: Nina, zwei Jahre später den kleinen William. Während sie mit ihm schwanger ging, zeigte sie eine stark aggressive Haltung gegen ihren Mann, wollte ihn lange gar nicht sehen, war Wochen hindurch lethargisch und an allem uninteressiert, bis sie wieder ins andere Extrem verfiel und — als gravide Frau — wie toll tanzte und von einem Vergnügen zum anderen jagte. Williams Geburt war sehr schwer, und nur mit Anwendung künstlicher Mittel wurde er am Leben erhalten. Es ist gar kein Zweifel, dass ein Kind solcher Eltern und unter solchen Umständen zur Welt gebracht, ausgesprochene Organminderwertigkeit in mehr als einer Hinsicht zeigen und dadurch auf dem Wege über das Minderwertigkeitsgefühl in die männliche Proteststellung gedrängt werden muss.

Nach drei Jahren — Stella hatte inzwischen noch ein Mädchen: Sophie geboren — übersiedelt die Familie, denn der Vater war zum Bürgermeister in Randers ernannt worden. Seitens der Mutter und der Kinder gibt es ein schmerzliches Abschiedsnehmen von dem früheren Wohnorte, bei welcher Gelegenheit wir die erste Äusserung des kleinen William hören: „Willy küssen!" sagt er, während die Mutter betrübt ist; er will geküsst werden: ein hübsches Vorausdeuten in die Zukunft, in der die kindliche Attitude, der Formenwandel des männlichen Protestes noch sehr häufig zur Verwendung kommen sollte. In Randers, wo noch ein viertes Kind, ein Knäblein namens Aage hinzukam, lebt die Högsche Familie sehr zurückgezogen. Nur selten kommen Gäste zur Mahlzeit und da darf William nebst seiner Schwester manchmal auch bei der Tafel sitzen, was dazu führt, dass ihm der ohnehin schon grosse Abstand zwischen sich und den Erwachsenen noch tiefer klaffend erscheint. Wird ihm ein Wunsch nicht erfüllt, bekommt er z. B. bei Tische keinen Kuchen, dann beginnt er ganz einfach zu weinen. Dies tut er auch in sehr ausgiebigem Masse — wobei er sich fest an die Mutter klammert — als während eines kurzen Krieges der Vater wenig zuhause weilt und obendrein der kleine Aage, mit dem es zu Ende geht, im Sterben liegt. Sich dem Vater gegen-

über durchzusetzen, ist nicht so einfach: um es zu können, arrangiert er heftige Angst: ja, wenn er ihn küssen soll, besonders aber wenn am Morgen der häufig schlaflose Bürgermeister schon auf ist und sich die Kinder zur Schule rüsten, macht William in seiner Angst stets Lärm — was der Vater um alles nicht ertragen kann — indem er über den Kohlenkasten stolpert, trotzdem er manchmal auf allen Vieren kriecht, sich also zum ganz kleinen Kinde macht — oder die Haustüre mit grossem Geräusch schliesst, bis der Vater von ihm Notiz nehmen muss. Je mehr ihm das Dienstmädchen — sie tut dies allerdings in sehr herabsetzender Art — bedeutet, stille zu sein und sich unbemerkbar zu machen, um so mehr gerade macht er sich bemerkbar.

Bang beschreibt uns nun auch seinen Helden: dunkle Hautfarbe, grosse, etwas unruhige Augen, ein unverhältnismässig grosser Kopf. Den Rücken hat er stets gebeugt; ich glaube, dass dies ein nach Vorwärtsstreben aber auch ein Insichzusammensinken andeuten kann. Beim Gehen setzt er die Beine stets einwärts, stolpert häufig und fängt dann jedesmal, wie um den Schaden rasch gut zu machen, zu laufen an.

Aus diesen Merkmalen dürften sich wohl die physiologischen Grundlagen seines Minderwertigkeitsgefühles erschliessen lassen. Es beginnen seine ersten, eigentlichen Grössenphantasien, der Endpunkt seiner fiktiven Leitlinie, der alle Ausstrahlungen seines Wesens wie ein Magnet in eine bestimmte Richtung zieht, wird sichtbar. Er spielt mit seinen Altersgenossen. Da heisst es: „William war der kleinste von allen, deshalb war er beständig König — zu etwas anderem taugte er nicht — aber das Königsein verstand er aus dem ff." Hoch oben auf einer Tonne stehend hält er Reden, teilt Orden aus, dirigiert die Untergebenen und nach einem Siege lässt er sich eine Huldigung bereiten. Ebenso war er Kapitän — die Tonnen stellten Schiffe vor — leitet Entdeckungsfahrten, nach deren glücklichem Abschluss er von den Jungen im Triumph herumgetragen wird. Ja, er lässt die Gespielen sogar Meutereien fingieren und sich von ihnen binden, nur damit die Sühne, die Erhöhung um so wirkungsvoller ausfalle. Denselben Zug nach oben haben auch seine Wach- und Schlafräume, deren Substrat meist der Märchenlektüre entlehnt ist. Auch im Traum ist er ein herrlich gekleideter, gebietender König, der seine Feinde stets besiegt; er ist unermesslich reich, geniesst die seltensten Speisen und heiratet die schönste Frau des Landes. — Es spielt hier eine Reminiszenz an ein kleines Mädchen aus der Tanzstunde, das sehr an ihm hing, hinein; sie waren im Scherz oft Braut und Bräutigam; als William diese treue Untertanin durch ihre Abreise verliert, ist er sehr traurig, weint heftig und hüllt sich schliesslich in die noch oft gebrauchte sichernde Schwermut. „Der Junge kennt kein Mass, in nichts! Wie soll das noch einmal mit ihm werden!" klagt seine Mutter. Häufig pflegt sie ihm auf dem Klavier vorzuspielen, es macht dies auf den sehr sensiblen Knaben stets grossen Eindruck oder sie lesen miteinander Dramen, besonders Oehlenschlägers Stücke; William, der beim Lesen genau die Aussprache und die Gesten der Mutter kopiert — dadurch wird er ihr scheinbar gleich — fallen natürlich stets die Heldenrollen zu.

Auch mit der Geschichte seines Geschlechtes beginnt er sich zu beschäftigen: Diese Ahnen liegen in einer der schönsten Kirchen des Landes, es sind sehr berühmte darunter: ein Bischof, der seinem Vater-

lande viel nützte und einer war ein Königsmörder. Als William einst einen Schulkollegen diesen schmähen hörte, stürzt er, der kleine und schwächliche, auf ihn los und schlägt ihn: um der Ehre seines Geschlechtes willen, die ihm rein erhalten bleiben muss, denn sie ist ein treffliches Mittel ihn zu verklären und gross zu machen. Langsam denkt er jetzt darüber nach, was er werden sollte; gewiss etwas sehr Grosses, „denn dies war er ja seinem Geschlechte schuldig."

Ein Erlebnis, das seiner Sensibilität wieder neue Nahrung zuführte, kam ihm von einer, in dem sonst recht langweiligen Provinzstädtchen gastierenden Schauspielergesellschaft. Nach langem Sichbittenlassen genehmigte endlich der Vater den Besuch dieses Etablissements. William war vor der Aufführung äusserst erregt und lief beständig hin und her — eine Eigenschaft, die er auch in seinem künftigen Leben, wenn er rat- oder hilflos war, beibehilt. Im Theater lebte er mit grossen, feuchten Augen nur den Vorgängen auf der Bühne, trotzdem oder gerade deshalb spielt er nach gefallenem Vorhang gleich den Überlegenen und kritisiert unbarmherzig einige Fehler. Er sieht noch einen erotischen, spanischen Tanz und als er mit seinen Eltern schon vor Schluss der Vorstellung bereits den Raum verlassen hatte, schleicht er sich in einem unbeobachteten Moment nochmals zurück und erblickt hier kaum bekleidete Tänzerinnen auf der Bühne. „Das war es also — — — das war es" stammelt er. Dieser letzte Eindruck ist sehr wichtig, denn William war als einziger Knabe fast nur unter Mädchen aufgewachsen, was eine Unsicherheit im Auffassen seiner Geschlechtsrolle und, als deren Folge, oft hervortretende Zweifelsucht und stetes Misstrauen zeitigte.

Mittlerweile wurde der Zustand des Vaters immer schlimmer, ganz deutlich machte sich das Anfangsstadium einer Psychose bemerkbar. So wortkarg er gegen seine Frau ist, so munter und aufgeräumt zeigt er sich den Kindern, die das aber verdächtig finden und sich — besonders wieder William — durch Angst vorbereiten und zu sichern trachten. Während eines kurzen Aufenthaltes in Kopenhagen, an einem Tage, da Stella und die Kinder etwas vergnügter denn sonst waren, wird Ludwig Hög im Ernst als geisteskrank erklärt.

Für William, der auf einem Nachbargute weilt, ist dies ein peinvoller Schlag, es verstärkt sein Minderwertigkeitsgefühl in besonderem Masse, deshalb flüchtet er rasch in Gedanken zu seinen berühmten Ahnen, die in der alten Kirche begraben sind.

Das Leiden des Vaters bessert sich ein wenig, die Familie ist wieder zusammen, aber dafür wird jetzt die Mutter schwer krank, hustet viel und muss meist zu Bette liegen.

Für William ist es schmerzlich, aber es gibt ihm doch Gelegenheit zu einer höheren Rolle. Der Vater ist nämlich ganz apathisch geworden, kümmert sich nur sehr wenig um seine Frau, so bekommt William die Möglichkeit, ihn zu vertreten und sich um die Mutter viel anzunehmen, ihr vorzulesen, wobei sie stets seine schöne Stimme lobt. „William wusste selbst nicht, wie das zuging, aber er fühlte, dass er diesem Vater über den Kopf gewachsen war." Während der Krankheit der Mutter träumt er einmal, dass er mit ihr weisse Blumen pflückend über eine Wiese laufe und schliesslich trotz einer warnenden Stimme tief hinunterstürze. Der Endsinn dieses Traumes scheint mir ein Memento, eine Warnung und

Mahnung zur Vorsicht zu sein: sich auch nicht allzusehr auf die Mutter zu verlassen, auch sie kann vor einem erniedrigenden Sturze nicht schützen.

Sehr charakteristisch für ihn ist es, dass nach dem Tode der Mutter, das Weh über den Verlust zwar gross, aber noch viel grösser das Grauen ist, einen Leichnam im Hause, den Tod, die feindliche Macht der Vernichtung in so unmittelbarer Nähe zu haben. Die Kinder sind nun mit dem Vater allein, der sich besonders William anschliesst; er fühlt, dass der Sohn sich ihm überlegen dünke, er tut deshalb was möglich, dies zu verhindern und sich seinerseits gross zu zeigen. Er erzählt z. B. Schlimmes von seinem Vater und den Brüdern, entwertet so seine Familie, spricht von den Fahrten seiner Jugend und macht Pläne zu neuen Reisen mit dem Sohn, dem er sich als vollendeter Weltmann zeigen muss. Während sie kurze Zeit in einem Badeorte weilen, tut er sich viel auf seine Kunst als Schwimmer zugute, wobei er den Sohn übermässig lange auf sich warten lässt und ihn so doch in eine Art Abhängigkeitsverhältnis zwingt. Schliesslich kommt es zu einer Reise nach Deutschland, William bemüht sich krampfhaft, den Vater in möglichster Einsamkeit zu halten, Gespräche und Zusammenkünfte mit Reisegenossen zu verhindern, aber es gelingt ihm nicht. Schon auf einer kleinen holsteinischen Station trifft der Vater eine bekannte Dame, die Gräfin Hatzfeld, und es ist schön zu sehen, wie der Wunsch, von dieser Frau estimiert zu werden, für kurze Zeit aus dem kranken einen heiteren, elastischen und galanten Gentleman macht. — In Köln, wo sie zur Karnevalszeit ankommen, muss William noch wachsamer sein, denn der Vater droht hier fortwährend zu entschlüpfen; nicht allein das, um seinen eigenen Zustand zu verbergen, setzt er William in den Augen der anderen Gäste herunter, nennt ihn schwer erblich — natürlich von der Mutter her — belastet. Prompt glaubt deshalb auch William zu bemerken, dass die Kellner ihn scheu behandeln, ihn überhaupt alle Leute misstrauisch und mitleidig betrachten: wieder eine Aufrüttelung seines Minderwertigkeitsgefühles. Eines Abends muss William wieder mit Bangen auf den Vater warten, der lang über die gewohnte Zeit ausbleibt. Endlich kommt er: alkoholisiert, mit einer türkischen Mütze auf dem Kopfe, er war bei einem Maskenfest. William, in wahnsinniger Angst, lacht gellend auf, diesem Vater ist er weit überlegen! Der Vater merkt, dass ihm dies Lachen gilt, protestiert dagegen, es kommt zu einem Kampfe, in dem William in dem Wissen, es mit einem Verrückten zu tun zu haben, nachgibt und sich dann bereit erklärt zu schreiben, was ihm der Vater diktieren will. Was er da schreiben muss, ist — um mich eines Adlerschen Ausdruckes zu bedienen — die Essenz der Privatphilosophie Ludwig Högs: In wenigen Sätzen eine durchgehende Entwertung des weiblichen Geschlechts: „Man soll die Frauen in Käfige sperren . . . . das Weib ist nichts Besseres wert, der Mann ist der Herr und kann sie ohne Verantwortlichkeit zugrunde richten" und besonders: „Wer nicht zugrunde richtet, wird selbst zugrunde gerichtet, wer sich nicht zum Herrn macht, wird Sklave." Diese Sätze bedeuten Ludwig Högs Rechtfertigung vor seinem Sohne, in dessen Augen er wohl manchmal den Vorwurf las, er sei schuld gewesen am frühen Tode der Mutter. In der Psychose wird seine Grössenfiktion Wirklichkeit: er nennt diese Thesen sein Evangelium, sich selbst, als ihren Verkünder, den heiligen Markus, und zwingt William, ihn als solchen anzubeten. Daraufhin bekommt er einen Anfall und stirbt.

William fährt heim, wo ihn seine hilflosen Schwestern erwarten, denen er jetzt Vater und Mutter sein muss. Der Nachlass wird geordnet, es stellt sich heraus, dass gar kein Vermögen übrig ist: also Verarmung. Adler hat häufig darauf hingewiesen, auch in Schreckers Arbeit über „Peer Gynt" ist es deutlich zu sehen, ein wie scharfer Stachel des Ehrgeizes der Vermögensverlust sein kann, der zu grosser Verstärkung der leitenden Fiktion führt. Auch William, so drückend er die Armut empfindet, entnimmt aus ihr das doppelt leidenschaftliche Verlangen, stark zu sein, zu stützen und zu helfen. „Die Wirklichkeit" sagt Herman Bang „erschien ihm jetzt als etwas, mit dem man kämpfen müsste". — Eine kurze Zeitspanne bleiben die Geschwister noch zusammen, Nina spielt Klavier und singt etwas von den Liedern der Mutter. Nur zu gut nimmt William den Sinn einer Strophe in sich auf:

„Mag der Sturm entwurzeln die Bäume!
Mag kentern er Schiff und Kahn!
Der lichten Küste der Träume
Vermag er doch nicht zu nah'n!"

Als 16jähriger kommt William zu seinem Onkel nach Sorö, um dort seine Gymnasialstudien zu vollenden. Es geht ihm gut in der Schule, denn abgesehen von seiner Fähigkeit, „hatte er die Gabe viel aus sich zu machen und mit seinen Einfällen zu glänzen". Sorö ist die Stadt mit der Kirche, in der die Gebeine seiner Ahnen ruhen. Er besucht sie häufig, der Umgang mit den erlauchten Vorfahren war das stärkste Stimulans zu Hohem und Höchstem. Der Dichter sagt: „Um was es sich ihm vor allen Dingen handelte, das war, ein Ziel zu finden, einmal etwas Grosses zu werden — für eine grosse Aufgabe zu leben! Ja, ein hohes Ziel musste es sein, grenzenlos wie sein Ehrgeiz, der in seiner Seele wie Feuer brannte. So tief wie sein Geschlecht gefallen war, so hoch sollte es wieder steigen!" Er vergleicht die Begrabenen mit den noch Lebenden seiner Familie: da waren nur die Onkel, von denen nicht viel zu erwarten war, sonst lauter Frauen.

Manchmal befällt ihn Zagheit, sein Minderwertigkeitsgefühl macht sich geltend, aber er bannt es; fast gleichzeitig erfolgt die Kompensation: Ich will und ich werde können.

In derselben Kirche pflegt Fräulein Kamilla Falk, eine Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend Orgel zu spielen. William hört ihr mehrmals andächtig zu, errötet heftig, wenn er sie sieht — ein Versagen dort, wo er sich beweisen sollte. Diese Stunden werden ihm lieb und wertvoll, bis er von seinem Schulkollegen Gerson erfährt, sie sei dessen Cousine. Nun verliert es für ihn an Reiz, es ist kein Geheimnis mehr, nichts für ihn allein, was ihm, da die anderen es nicht haben, ein starkes Überwertigkeitsgefühl geben könnte: Fräulein Falk — wie prosaisch — eine „Cousine"! Er meidet die Kirche auch eine Woche lang, und nur die Furcht, sich vor Fräulein Falk lächerlich zu machen, so in ihren Augen zu verlieren, albern und kindisch zu erscheinen, bringt ihn dazu, die Kirche doch wieder zu besuchen. Sie lernen einander bald kennen, und es entwickelt sich Neigung zwischen ihnen. Freilich hatte er sich gegen diese Neigung gesträubt: Sie ist etwas Lebendiges, Entscheidendes. Bang sagt: „Ebenso wie Menschen, die sich daran gewöhnt haben in einer halbdunkeln Stube mit vorgezogenen Gardinen zu leben — was auf die

Dauer ihre Augen verdirbt und ihre Sehkraft ruiniert — zuletzt volles Tageslicht überhaupt nicht mehr ertragen können, hatte er seine Fenster mit dem Schleier der Schwermut verhüllt, und als nun jetzt das Leben durch den Nebel schien, hatte er nicht übel Lust, die Augen zu schliessen." Diese sichernde Schwermut hatte er zu einem festen Charakterzug gemacht, weil ihm eben vor jeder Art der Entscheidung, vor jedem Sichbewähren bange war: er musste fürchten, nicht zu bestehen. Er könnte ja ausweichen und sich dieser Neigung langsam entziehen, aber dem steht seine Neugierde, sein Totalitätstrieb, der Wunsch alles, also auch eine ihm gerade in den Weg kommende Frau zu besitzen, entgegen. Getreu nach dem Schema männlich—weiblich, nützlich—schädlich apperzipierend und handelnd, drängt er sie einfach in die Bahn, in der er sie braucht, in der sie seinem Lebensplan förderlich sein kann. Sein Verhältnis zu Kamilla hat dieselbe Note wie einst das zur Mutter. Sie ist um zehn Jahre älter als er, hat eine Liebesaffaire, die mit einem grellen Missklang schloss, hinter sich und hatte sich seit der Zeit öfters in kleine amouröse Beziehungen zu Freunden ihres Cousins eingelassen. Sie war da stets die Überlegene und konnte so recht mit den jungen Herzen „spielen" — wie man es nennt. Auch William behandelt sie zuerst als kleinen Jungen, sie bespöttelt ein wenig seine Vorliebe zu den Ahnen, und als er sie einmal resigniert, um eine günstige Prognose herauszufordern, fragt: „Was soll ich denn Grosses ausrichten?" gibt sie ihm sehr von oben herab den Rat, zuerst ein gutes Examen zu machen und sich dann einen, den Voraussetzungen und Kräften seiner Person entsprechenden Beruf zu wählen. Nach Freudscher Auffassung wäre Williams Liebe zu Kamilla einfach eine Inzestregung; es ist ein gar nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst Adlers in dieses dunkle Gebiet Licht gebracht und gezeigt zu haben, dass ein solcher Vorgang ein Gleichnis abgibt: Von niemandem ist William bis nun so geliebt und geschützt worden, wie von seiner Mutter und dies will er nun auch von Kamilla. Er weist ihr eine in vielem der Mutter äquivalente Rolle zu, erzählt ihr schon anfangs viel von ihr, um ihr gleich zu sagen, was er von ihr verlangt, legt den Kopf in ihren Schoss, spricht wie zu einer Mutter von seinen Träumen, Verlangen und Sehnsüchten, lässt häufig eine gewisse Müdigkeit durchblicken, die natürlich stets arrangiert ist, um, aber ja nicht in heftiger Art, angespornt zu werden. Er wechselt die Attitude: Bald ist er das liebebedürftige Kind, das einen Stützpunkt braucht, dann wird er zum männlichen Liebhaber, der alles erreichen will.

Bei einem Besuche, den er auf dem Gute von Kamillas Vater macht, wird das Verhältnis intim, aber dies ist lange nicht von so grosser Wichtigkeit für ihn, als die grossartigen Zukunftspläne, die er mit Kamillas Hilfe entwirft. Er hat sie sich dienstbar gemacht. Am letzten Tage ihres Beieinanderseins liest er ihr aus Molières Tartuffe vor, es klingt ihr sehr gut, und als er geendet, fasst sie ihn bei den Händen und fragt: „Warum willst du nicht Schauspieler werden?" Das ist das einzige von Kamilla, was er auch weiter mit sich nimmt. Hatte nicht schon die Mutter stets seine schöne Stimme gelobt? Und nun sagt Kamilla dasselbe. Ein grosser Schauspieler werden! In dieser Zielsetzung hat er das δός μοι πού στῶ, von dem aus er die Welt erobern will, gefunden. Wozu braucht er noch Kamilla? Gerade an diesem Beispiel wird klar, wie

gering der rein libidinöse Faktor am männlichen Proteste gemessen erscheint.

Nach Sorö zurückgekehrt, gibt sich ihm auch gleich Gelegenheit, sich weiter in diese Rolle hineinzuleben: Ein berühmter Schauspieler aus Kopenhagen kommt zu einem Gastspiel in die Stadt und William ist dazu ausersehen, nach ihm die tragendste Rolle zu spielen. Vor dem Auftreten produziert er wieder gewaltige Angst als Bereitschaft und als er zum Sprechen kommt, ist es erst der oft gerühmte Wohllaut seiner Stimme, den er hören muss, um daraus sein Selbstbewusstsein zu schöpfen und damit schliesslich auch zu siegen.

Der grosse Gast aus Kopenhagen spendet ihm mit Blicken und Worten Beifall und tut wie beiläufig die Äusserung: „Sie wollen doch gewiss Schauspieler werden." Diese Worte machen William ganz verzückt, er fühlt sich berufen, eine herrliche Aufgabe zu lösen, er fühlt sich ganz oben, wie einst zu Hause, als er im Spiel mit Kameraden König war und ihm von allen gehuldigt wurde.

Was machte ihm gerade den Beruf eines Mimen so erstrebenswert? Besonders der Wille zum Schein, der Wunsch nach aussen hin zu glänzen, Lob und Lorbeeren einzuheimsen und so eine dominierende Stellung auszuüben, lassen ihn in besonderem Masse verlockend erscheinen. Auch der Trieb nach Universalität mag dabei ins Gewicht fallen, die Möglichkeit sich heute in der und morgen in einer anderen Rolle zu zeigen, die leichte Gelegenheit seinen Aufenthaltsort zu wechseln und so dem Reisetrieb, wie auch dem nach einem gewissen ungebundenen Leben zu genügen.

Was soll ihm noch Kamilla, da er ihren Wink benützt hat? Alles andere von ihr ist versunken; wie der Nervöse gewisse Erinnerungen förmlich hypertrophiert immer parat haben kann, so kann er auch beliebig vergessen, was unverwendbar ist. Als Kamilla zu William, der sich ganz zurückgezogen hatte, ins Zimmer tritt, fällt ihm nur noch ein, was ihm sein Freund über sie erzählt hatte: dass sie es gern auf junge Leute abgesehen habe. Er schleudert ihr den Vorwurf entgegen, sie hätte ihn verführt, entwertet sie damit aufs tiefste, worauf auch sie in ihre allererste Einstellung zurückgeht und ihn einen grünen Jungen nennt. Bald hört man von ihr, sie sei mit ihrem Kammerdiener durchgegangen; das ist gar nicht merkwürdig, sie hatte immerhin eine starke Erniedrigung erleiden müssen, und der ihr auch sonst subordinierte Lakai dürfte für die Exerzitien ihres männlichen Protestes nun ein geeigneteres Objekt abgeben.

William zieht nach Kopenhagen zu seinen Schwestern, denen er seine Absicht, Schauspieler zu werden, in um so schrofferer und bestimmterer Art kund gibt, je mehr er bemerkt, dass sie sich, besonders Nina, dagegen heftig sträuben. All ihre Hoffnungen hatten dem Bruder gegolten, auch sie wollten ihn gross und bedeutend sehen, — freilich um damit selbst zu wachsen — aber der Beruf eines Schauspielers schien ihnen für einen Ministerenkel aus so alter Familie doch nicht sehr passend und sie bemühten sich sehr, ihn davon abzubringen; Nina tut dies so, dass sie in ihm Zweifel an seiner Begabung wachruft, sie weiss nicht, was für eine heftig schmerzende Wunde sie ihm damit aufreisst; sie versteht deshalb auch nicht, warum er sich so sehr gegen diesen

Schlag, den seine Männlichkeit erdulden muss, aufbäumt und ihr seinen Glauben an sich, sein ernstes, heiliges Wollen und seinen „beabsichtigten" eisernen Fleiss entgegenschreit. Während er den Schwestern vorliest, muss sie allerdings zugestehen — gleich der Mutter und Kamilla, dass er ein schönes Organ habe und gut lese, aber sofort kommt es wieder zu einer Verstimmung, als Nina meint, wenn er Schauspieler sei, könne er doch nicht mehr den Namen Hög führen, der Name des Vaters auf einem Theaterzettel käme ihr geschändet vor. Dies ist der erste, entscheidende Konflikt zwischen den Geschwistern, William schliesst sich in sein Zimmer ein und wendet sich langsam von der Familie ab: eine beim Neurotiker sehr häufige Erscheinung, die Familie zu entwerten, mit der Motivierung, sie stehe einem im Wege, sei hinderlich und unverlässlich. Man braucht darin nicht so weit zu gehen, wie F. Asnaourow in seiner Schrift über Sadismus und Masochismus, worin er sagt, „der Fluch der Sippe sei das erste Zeichen der Genialität". Der Fluch der Sippe ist jedenfalls für den Verfluchten nur ein negatives Kriterium, zeigt, dass er eben nicht so ist, wie ihn die Sippe braucht.

William fühlt sich in dieser Zeit der Vorbereitung sehr schlecht: Er arrangiert aus Gründen des Zweifels und der Vorsicht Schwächezustände, körperliche Müdigkeit, Übelkeit. Nachts halluziniert er: Ratten laufen über sein Gesicht; sie mögen die verschiedenen kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens bedeuten, die seine Kraft zu unterminieren und ihn von der Richtung seines Leitzieles abzubringen drohen, deutliche Mementos! Er verfällt einer steten Selbstbeobachtung, betrachtet seinen Rücken, auf dessen wenig heldenhafte Haltung ihn schon ein Schulfreund gewiesen hatte — wie ihm gerade zu passender Zeit wieder einfällt. Sein Gesicht wird einer genauen Musterung unterzogen, besonders aber bezweifelt er sein Talent und ist unglücklich darüber, dass er jetzt niemanden, gar niemanden hat, der ihn rückhaltlos anerkennen und so zur Fixierung seiner Leitlinie beitragen will. Die Gesamtheit all dieser Symptome zeigt uns deutlich das Bild einer Berufsneurose: Nur nicht in die Lage kommen, sich irgendwie bewähren zu müssen, nur möglichst lange die Entscheidung hinausschieben, denn das Versagen — und es wird ein Versagen — wäre die schlimmste Niederlage. Wieder tritt ein weibliches Wesen in seinen Gesichtskreis.

Eine Freundin seiner Schwester, die jugendlich hübsche Margarethe Blom. Sie treffen sich täglich und finden viel Gefallen aneinander, bis auch hier auf einem Balle das Verhängnis kommt. Nach einem heissen Tanze sitzt das Paar allein in der Ecke eines Korridors und zwischen Kosen und den üblichen verliebten Gesprächen sagt sie plötzlich: „Es ist doch so seltsam, dass Sie Schauspieler werden wollen." Er war lange einsam gewesen, hatte sich heiser geschrien nach jemandem, der an ihn glaubte; von Margarethe war er dessen sicher und wird nun so schmerzlich enttäuscht. Auch sie bezweifelt seine Berufung. Er liegt ganz darnieder, zwischen ihm und Fräulein Blom ist es für immer aus: auch sie bietet keinen Verlass, keinen Ankergrund, damit hat sie für ihn jeden Wert verloren.

In derselben Ballnacht hatte er auch die Gräfin Hatzfeld wieder getroffen, sie sprach ein paar wohlwollende Worte zu ihm und bot ihm Freundschaft an; nur zu bald sollte er sie brauchen. — Auch einen

jungen Dichter: „Hoff", hatte er dort kennen gelernt, der war damals in Kopenhagen sehr berühmt und angesehen; auf einen solchen Menschen musste William neidisch sein: Er freut sich auch, als er bei Hoff gewisse schlaffe Züge konstatieren kann und setzt ihn dadurch herunter, dass er seiner Schwester und Margarethe ohne besonderen Grund abrät, mit ihm, den von allen Damen umschmeichelten Dichter, zu tanzen. Spät nachts folgt William noch einer Einladung in Hoffs Wohnung; der ist sehr entgegenkommend zu ihm, William verharrt anfangs stark in seiner misstrauischen Attitüde. Wir erfahren, dass er vor kurzem einen Vortrag über die „Arbeit" gehalten hat, eine gewaltige Überkompensation, denn es drückte ihn, dass er eigentlich nichts arbeitete. William spricht auch zu Hoff von seinem Glauben und seinen Zweifeln, und eine vorgespielte Elegie von Rubinstein gibt ihm wieder Gelegenheit zu weinen und zu schluchzen, sich ganz zum Kinde zu machen.

Vor seinem ersten Auftreten ist William in einem permanenten Zustande der Angst, er ist unfähig, ruhig zu warten und sich sachgemäss vorzubereiten, planlos rennt er wie schon als Kind umher, er zweifelt fortwährend an seinem Talent. „Wenn es nichts wird, wenn es aus und vorbei ist?" So antizipiert er seine Niederlage sicher in das bevorstehende Probegastspiel. Müde und zerschlagen macht er sich am betreffenden Tage auf den Weg, als er hinkommt, friert und schwindelt es ihn, und als die gelähmte Zunge sich endlich löst, weiss er wieder genau, sich im vorhinein sichernd, dass es nichts wird. Er stürzt davon, obzwar ihm der Intendant noch gesagt hatte: „etwas sei dahinter gewesen". Er hatte die von Adler öfters betonten Charakterzüge des Lampenfiebers hergestellt: verstärkte Ängstlichkeit, um einer Bedrohung des männlichen Protestes vorzubeugen, die bei einer doch eintretenden Niederlage nach aussen hin als deren Ursache gelten kann. Tröstungen seiner Schwestern lehnt er ab, schliesst sich in sein Zimmer und sucht Halt bei kleinen Kindheitserinnerungen: wie er einmal als Knabe einen prächtigen Paletot hatte, seine Halbstiefel waren die schönsten in ganz Randers, auch die kleine Tanzstundenfreundin fällt ihm ein. — Dann denkt er wieder an seine Niederlage, geniesst sie förmlich wie ein Schauspiel, wodurch er sich über die ganze Affaire stellt. Alles schien ihm auf das Gelingen dieses jetzt zerstörten Planes aufgebaut, konsequenterweise musste es also jetzt zusammenfallen. Einen Trost gibt ihm immerhin das Vorhergewussthaben seines Unvermögens, relativ ist dies doch noch viel besser, als durch einen Misserfolg aus allen Himmeln gestürzt zu werden.

Zu später Abendstunde geht er noch aus, um einen Freund zu besuchen, trifft ihn nicht daheim, bemerkt aber, dass im selben Hause die Gräfin Hatzfeld wohnt. Er geht zu ihr, wird freundlich empfangen, zeigt eine forcierte Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die nichts als eine überkompensierende Gegenfiktion ist: so als ob gar nichts geschehen wäre. Bald lässt er aber diese zugunsten seiner Lieblings-Attitude, der infantilen, fallen: Die Gräfin musiziert, er beginnt zu weinen, erzählt sein Leid, klagt die Welt und alle Menschen an, die ihm so übel mitspielten. Ganz Kind ist er wieder, sein Kopf ruht in ihrem Schoss. „An dieses Weib klammerte sich William Hög und sie war ihm wie eine Mutter" heisst es im Roman. Er verstärkt sogar seine Schmerzen, um sie von ihr besänftigen zu lassen, von ferne schimmert wieder ein

Leitbild: Alfred de Musset in seiner Beziehung zu George Sand. — Gräfin Hatzfeld, eine sehr erfahrene Dame, weiss in das Liebesspiel genügende Abwechslung zu bringen, so dass in William stets die Fiktion erhalten bleibt, als ob er sie immer auf neue Art erobern müsste: als Kind die Mutter, als galant-homme die grosse Dame, als zärtlicher Liebhaber die schmachtende Geliebte. — Manchmal freilich scheint ihm all dies von der Gräfin deutlich arrangiert, er antwortet sofort mit der Entwertung, wird kühl, gleichgültig und zerstreut.

„Er fühlte die Ketten, sie drückten ihn, aber er blieb." Er blieb, weil er stets noch auf Gelegenheit warten musste, sich der Gräfin als ganzer Mann, als Herrschender zu zeigen. Diese kam bald. Er erfuhr von Hoff, dass die Gräfin auch dessen, wie vieler anderer Geliebten gewesen sei, es sei nicht recht von William, bei ihr seine Schwestern verkehren zu lassen; zufällig sah er auch gerade während dieses Gespräches die Gräfin mit einem jungen Künstler vorüberfahren.

Nun hat er eine Handhabe gefunden: Er kann sich — wozu ihn auch die eben erfahrene Zurücksetzung antreibt — als Mann bestätigen. Er provoziert einen Streit mit der Gräfin, nennt sie eine Dirne, droht ihr mit Schlägen und, als sie ihm den Mut hierzu abspricht, schlägt sie auch wirklich.

Von seinen Schwestern hat er sich mittlerweile auch räumlich getrennt, er konnte ihre vorwurfsvollen Blicke nicht mehr ertragen, die ihn stets daran erinnerten, was man von ihm vergebens erwartete. Er haust in einem schlechten, unordentlichem Zimmer, liegt den grössten Teil des Tages auf dem Sofa, arbeitet nichts, obzwar es ihm an passender Tätigkeit nicht fehlen würde. Wenn es gar kein Mittel mehr gibt sich zu erhöhen, so kann der männliche Protest sich noch immer so äussern, dass er alles vernachlässigt: alles ist nichts wert, es steht nicht dafür, sich um etwas zu kümmern. Nachts schwärmt er mit jungen Lebemännern und Kokotten herum, das kostet viel Geld und da er einmal wieder keines hat, so fälscht er kurzerhand einen Wechsel, indem er den Namen eines ihm bekannten Barons neben den seinigen setzt. In echt neurotischer, gleichgültig dem Gesetze und Formalitäten entwertender Art tröstet er sich damit, er werde bis zum Verfallstage das Geld schon auf irgend eine, vielleicht wunderbare Weise erhalten. Der Fälligkeitstermin ist aber da, er hat nichts, trotzdem er doch noch an mehrere Verwandte geschrieben hatte. In höchster Bedrängnis wendet er sich an einen Parvenu, der ihm vielleicht vom Glanze seines Namens geblendet, das Geld geben würde; eine eitle Hoffnung.

Er beruhigt sich aber: bekommt er kein Geld, wird er also öffentlich als Wechselfälscher gebrandmarkt, so bleibt ihm ja immer noch, um der tiefsten Erniedrigung vorzubeugen, der Selbstmord; er hat es ja in seiner Macht, jeden Moment endgültig abzuschliessen. Zuhause erwartet ihn die Mitteilung, ein Geldbrief sei gekommen, im nächsten Moment ist auch der Bote schon da und händigt ihm tausend Kronen ein. Nicht aus einem Märchenland kommen sie, sondern von seinem Paten, an den er in seiner Verwirrung auch geschrieben hatte. Er kann den Wucherer zahlen, die Gefahr ist vorüber und er verbringt mit Freunden eine lustige Nacht. Seinen Schwestern, zu denen er noch kurz vorher in seiner be-

drängten Lage gehen wollte, kann er nochmals seine Überlegenheit und Geringschätzung beweisen, er lässt sie einfach warten, obzwar er gut weiss, wie weh ihnen dies tut.

Am nächsten Tage kommt er mit ihnen zusammen, ist auffallend milde und ruhig, eine Art, die bedeutet: Niemand kann mir etwas anhaben. Zu Hause schreibt er dann zwei Tage lang an einem Drama, einem Einakter, in dem, wie wir aus einem Gespräch mit Hoff erfahren, der Sieg eines Menschen über feindliche Mächte dargestellt wird. Das ist Williams Sieg, den er im Leben nicht erringen konnte, der ihm aber nun doch in veränderter Form zuteil wird, denn das Stück wird — durch Hoffs Vermittlung — aufgeführt, findet Beifall und der Autor wird entsprechend gefeiert. Alle seine Bekannten, von dem Schuldirektor in Sorö und Kamilla angefangen bis zur Gräfin Hatzfeld und dem Wucherer Ohlsen, waren Zeugen seines Triumphes.

Aber William fühlt, dass dies das Letzte wie das Einzige sei, was er leisten konnte. Gleichsam sein Schwanengesang ist dieses Werk, unmittelbar nach dem Erfolge, den es ihm gebracht hatte, tötet er sich selbst. Hoff bekommt einen Brief, worin ihm William mitteilt, dass er von der Welt gehe. „Ich träumte einst, etwas Grosses leisten zu können und war unvermögend. Das ist die traurige Geschichte meines Lebens. Ein schlechter Mensch zu werden, langsam immer tiefer hinunter zu gleiten in Selbsterniedrigung, dafür war ich zu gut" schreibt er. Er sieht sich selbst als ein Ikarus, der mit angeleimten statt angewachsenen Flügeln in die Höhe wollte, er weis, dass ein ferneres Leben für ihn nur aus Niederlagen und Herabsetzungen bestehen würde, dem will er endgültig entgehen. Gibt es hierzu eine bessere Gelegenheit als gerade jetzt, wo er den Menschen bewiesen hatte, dass er doch ein Grosser war? Die würden jammern und klagen, was für ein bedeutender Jüngling sich da umgebracht habe! So können wir aus seinem Selbstmorde die Form eines stärker als der Selbsterhaltungstrieb wirksamen posthumen männlichen Protestes lesen.

Leute, vom Schlage William Högs bezeichnet man häufig als Dekadenten: Es ist überraschend zu sehen, wie leicht sich dieses so kompliziert aussehende Dekadenz-Problem auf eine, freilich nicht als starr aufzufassende Formel bringen lässt, wenn wir Adlers physio- und psychologische Einsichten zu Hilfe nehmen. Organminderwertigkeit, die ja in alten Familien häufiger vorzukommen pflegt, dann das Gefühl der Minderwertigkeit und als positiv verwendbare Kompensationen: gesteigerte Intelligenz und eine besondere sensuelle Empfindlichkeit (Sensibilität), eingeordnet in den männlichen Protest, als dessen variable Phasen, Bereitschaften und Instandsetzungen — bedingt durch die jeweilige Sachkonstellation — alle markanten Erscheinungsformen des Lebens solcher Menschen aufzufassen sind.

Die Schwermut — die in unserem Roman eine so grosse Rolle spielt — ist ein hypostasierter Charakterzug und setzt eine sich als Passivität äussernde, schon vorhergegangene Entwertung der Umgebung voraus, zeigt sich als Sicherungstendenz gegen Ag-

gressionen, die sie ebenfalls als entwertet abprallen lässt und misst zugleich der eigenen Persönlichkeit ein starkes Übergewicht bei; sie fordert ferner die Anerkennung für dieses Übergewicht und für die Passivität vielleicht stillschweigend, aber doch imperativisch.

Hermann Bang, der selbst schwermütig war, hat diesen Charakterzug auch allen seinen Helden zugeschrieben: von William Hög bis zum Grafen Joan in seinem letzten Roman: „Die Vaterlandslosen". Vielleicht ergibt sich im Zusammenhang damit noch einmal Gelegenheit auf dieses Problem zurückzukommen.

V.

Die gekreuzigte Heilige von Wildisbuch.

Von **Theodor Schroeder,** New York City.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte abseits des Weilers Wildisbuch in der Nähe von Winterthur in der Schweiz der verwitwete Johann Peter mit sechs Kindern, Kaspar, Barbara, Susanne, Elisabeth, Magdalena und Margaret; diese, 1794 geboren, war das jüngste und Lieblingskind. Frühreif wie sie war, konnte sie schon mit sechs Jahren die Bibel lesen und der Familie etwas daraus vorpredigen und vorbeten. Besonderes Ansehen gab ihr ferner in den Augen ihrer ziellos hahinlebenden Familie der Umstand, dass sie am Weihnachtstag geboren war.

1816 hielt sie für einen Onkel mütterlicherseits, einen Bauer zu Rudolfingen Haus, und dort geriet die junge Heilige in das Fahrwasser der Pietisten von Schaffhausen. Ihre religiösen Gefühle wurden immer stärker, damit aber auch die häufig die Unterdrückung geschlechtlicher Gefühle begleitende geistige Depression. Gott offenbare sich ihr immer mehr, und sie werde sich von Tag zu Tag ihrer Sündhaftigkeit stärker bewusst; so erklärte sie ihren Zustand. Binnen kurzem fühlte sie sich zum Predigen, Offenbaren und Prophezeien berufen und kehrte schon nach einem Jahre ins väterliche Haus zurück, um sich ganz diesem Berufe hinzugeben.

Eingezogen waren hier mittlerweile der Knecht Heinrich Ernst, Margaret Jäggli, eine wegen „Unmoralitäten" aus ihrem Heimatsdorf ausgewiesene junge Person und die neunzehnjährige Ursula Kündig, eine Dienerin, die sich infolge einer unglücklichen Liebesgeschichte mit ihren Eltern überworfen hatte. Sie alle suchten Rettung und Heilung bei Margaret, ihrer „geistigen Beraterin", in der „sich Christus fleischlich geoffenbart habe und Tausende von Seelen ihre Rettung fänden". Margaret, die Hohepriesterin der Mystik, unterrichtete, leitete und erleuchtete alle, die so „geistig" veranlagt waren, dass die zwingliche Pfarrkirche ihren tiefen „Seelenhunger" nicht befriedigen konnte.

Im Herbst 1817 machte Margaret die Bekanntschaft einer anderen Wunderpredigerin namens Julianne von Krüder. Diese, 1766 geboren, entstammte einer russischen Adelsfamilie und war nach einem an Ausschweifungen reichen Leben im Alter von 40 Jahren an dem Punkte angelangt, wo sich nach ihren eigenen Worten die Frau der Religion hingeben müsse, nachdem sie zuerst der Liebe und dann der Kunst gehuldigt habe. Auf ihren Reisen hatte sie sich der Pietistenbewegung angeschlossen und bei ihren eigenen Predigten grossen Zulauf gefunden. Aber infolge „häuslicher Zwistigkeiten" kam die Heilige Julianne überall mit der sündhaften Polizei in Konflikt, die sie dann auch schliesslich nach Russ-

land zurückbeförderte. Vorher aber empfahl sie ihre Anhänger der gebenedeiten Margaret von Wildisbuch, die sie 1817 auf einer Missionsreise am Rhein kennen gelernt hatte.

Die hierdurch hervorgerufene Wallfahrt Gläubiger nach Wildisbuch erhöhte Margarets Einfluss zu Hause. Ihre Schwester Magdalene und deren Mann, ein Schuster, Johann Moser, wurden so sehr bekehrt, dass sie die alte Mutter Moser wegen ihrer „Weltlichkeit" und Mangels an „Gnade" aus dem Hause stiessen. Konrad, Mosers jüngerer Bruder, wurde durch eine Hungerkur „bekehrt". Die älteste Schwester Barbara, unfähig ihren Mann, einen dickköpfigen Schmied, für ihre religiöse Ideen zu gewinnen, hing sich an eine ebenbürtige fromme Seele, einen Schneider namens Halblützel. Bruder Kaspar, dem wegen seiner Brutalität seine Frau weglief, worauf er ein uneheliches Kind zeugte, zog predigend im Lande umher. Margaret selbst bekehrte auf ihren religiösen Streifzügen zu ihrem Glauben, aber auch zu ihrer Liebe den Schuster von Illnau, Jakob Morf, dessen Frau zuweilen die Flitterwochen der beiden Liebenden störte.

Die Folgen dieser Liebesperiode zwangen die Heilige Margaret aber, sich monatelang von der Welt zurückzuziehen; Schwester Elisabeth war ihre einzige Begleiterin. Nach Hause zurückgekehrt, gab sie das Wandern auf und verhielt sich ruhig auf ihrem Zimmer, mit Meditationen, Bibellesen und Schreiben an ihr „liebes Kind", den Schuster, beschäftigt. Abends wurde den Besuchern gepredigt. Immer intensiver wurde die religiöse Ekstase, die sich des Haushalts bemächtigt hatte. Die fixe Idee wurde immer stärker in ihr, dass der Teufel eine zunehmende Anzahl von Seelen in seine Gewalt bekäme, und dass ihr Widerstand allein ihn an vollständiger Herrschaft hindere; der Glaube machte sich besonders infolge erneuter epileptischer Anfälle der Magd Jäggli immer stärker geltend, wozu noch „Visionen" beitrugen, dass Satan sich ein Nest unter ihrem Dache gebaut habe. Diese Zerrüttung der Gemüter musste nach und nach zu einem Punkte gelangen, wo nur Gewalttat und Blutvergiessen die Entspannung herbeiführen konnten. Zu dieser Entscheidungsschlacht mit den bösen Mächten wurde der vielgeliebte Schuster Jakob am Samstag den 8. März 1823 eingeladen. Am Montag kamen auch Johann Moser, sein Bruder Konrad und Margarets Bruder Kaspar Peter.

An diesem Abend war noch alles still, die folgenden Tage und Abende vergingen unter Scharmützeln mit dem Teufel und seinen Scharen, von denen einer in der Gestalt Napoleons, ein anderer in der dessen Sohnes seinen Einzug in Jäggli und Elisabeth gehalten habe. Am Donnerstag abend wurde dann in Margarets Zimmer oben im verschlossenen und dicht verhängten Hause der „Antichrist, der Schurke, der Seelenmörder" mit auf ihren Befehl herbeigeschafften Hämmern, Äxten, Knütteln, Brecheisen usw., von den elf im Zimmer anwesenden Personen bekämpft. Margaret feuerte die Kämpfer von ihrem Bette aus an: „Schlagt ihn! Stecht ihn nieder, den Erzfeind! Fürchtet nichts. Schlagt zu, bis ihr Blut schwitzt! Da ist er in der Ecke; auf ihn los!" Und Elisabeth echote: „Haut und schlagt drauf los! Er ist ein Mörder, es ist der junge Napoleon, der kommende Antichrist, der in mir seinen Einzug gehalten und mich beinahe vernichtet hat." So wurde das ganze Mobiliar zerstört und die eine Wand des Hauses eingeschlagen. Um sich den Blicken der

mittlerweile unten versammelten Menschenmenge zu entziehen, setzten sie ihren Kampf gegen den Teufel im Erdgeschoss in der Weise fort, dass sie sich selbst und gegenseitig mit Fäusten bearbeiteten und so „den Alten Adam austrieben". Endlich verschaffte sich die Polizei mit Gewalt Eintritt ins Haus, wo man mehrere Menschenknäuel in tiefer Erschöpfung auf dem Fussboden vorfand. Am schlimmsten war der Vater, der alte Peters, zugerichtet.

Am nächsten Tage setzte der letzte Akt der Tragödie ein. Nach einem Verhör durch den Amtmann, der Margaret und Elisabeth in eine Irrenanstalt zu bringen beabsichtigte, begab sich jene auf ihr Zimmer, wo man die am vorhergehenden Abende gebrochenen Lücken mit Brettern zugedeckt hatte. Um zehn Uhr waren hier der alte Vater, seine fünf Töchter, sein Sohn, die zwei Brüder Johann und Konrad Moser, Ursula Kündig, die Magd Jäggli und der Knecht Heinrich Ernst, im ganzen zwölf Personen versammelt.

Margaret erklärte jetzt feierlich: „Ich habe Bürgschaft für viele Seelen geleistet, auf dass Satan sie nicht besitzen soll? Darunter ist die Seele meines Bruders Kaspar. Aber ich kann in dem Kampfe nicht siegen, ohne Blut zu vergiessen." Auf ihre Aufforderung hin bearbeiteten sie sich alle wieder mit ihren Fäusten. Dann aber fasste sie einen eisernen Keil, zog ihren Bruder Kaspar zu sich heran und bearbeitete damit seinen Kopf und seine Brust unter den Worten: „Sieh! Der Böse trachtet nach deiner Seele." Er versuchte zu fliehen, aber sie verfolgte ihn, und er hatte nach seiner eigenen Aussage nicht die Kraft, ihr Widerstand zu leisten. Endlich fiel er erschöpft zu Boden und wurde vom Vater nach seinem Zimmer gebracht. Dieser blieb dann unten, hielt aber alle Störung von der nun folgenden Szene fern.

Das nächste Opfer der „geistigen" Wut der auserlesenen Seelen war Elisabeth. Margaret stachelte die anfangs Widerstrebenden an. „Ihr müsst sie töten", schrie sie, „ich will meine Schwester wiedererwecken und will selbst wieder nach drei Tagen auferstehen." Mit einem hölzernen Hammer, einem Brecheisen, einem Stück Diele und eisernen Keil bearbeiteten sie den Kopf, die Brüste und Schultern der Märtyrerin, bis sie mit dem Ausruf, dass sie sich in Gottes Willen gemäss der Worte ihrer Schwester füge, ihren Geist aufgab.

„Jetzt muss ich sterben", schrie die dämonisch aufgeregte Margaret; „ihr müsst mich kreuzigen, denn es ist besser, dass ich sterbe, als dass Tausende von Seelen umkommen."

Susanne beschaffte die Nägel von dem Knecht Heinrich, der sich entfernt hatte und unten Weinbergspfähle schnitzte. Mittlerweile hatte sich Margaret neben die tote Elisabeth auf ihr Bett ausgestreckt und sich mit ihren Armen, Brüsten und Füssen auf Holzblöcke gelegt, die Johann Moser und Ursula Künding in Kreuzesform angeordnet hatten. Den Kreuzigungsprozess selbst, an dem sich besonders Konrad Moser und Ursula beteiligten, hielt sie mit übernatürlicher Kraft aus, während sie ihre Kreuziger zur Ausführung der Tat anfeuerte. Den Rest gaben ihr nach ihrer eigenen Aufforderung Schläge mit dem Hammer und Brecheisen.

Es war Samstag gegen Mittag als das Opfer vollbracht war. Alle gingen hinunter und assen die mittlerweile von Margaret Jäggli bereitete Mahlzeit.

Die folgenden Tage vergingen mit Warten auf das Wunder der Auferstehung; sie zogen die Nägel aus dem Leichnam, „um Margaret die Auferstehung zu erleichtern." Endlich am vierten Tage nach der Katastrophe, als die Tatsache nicht länger verheimlicht werden konnte, meldete der alte Peter dem Pastor zu Trüllikon den Tod seiner Tochter Elisabeth und Margaret.

Das gerichtliche Nachspiel der entsetzlichen Tragödie fand in Zürich statt. Ursula Kündig wurde zu 16 Jahre Gefängnis verurteilt, Konrad Moser und Johann Peter je zu 8 Jahren, Susanne Peter und Johann Moser zu 6 Jahren, Heinrich Ernst zu 4, Jakob Morf zu 3, Margaret Jäggli zu 2, Barbara Baumann und Kaspar Peter je zu einem Jahre und Magdalene Moser zu 6 Monaten und Zwangsarbeit. Das Haus zu Wildisbuch wurde dem Erdboden gleichgemacht, der Pflug durch das Fundament gezogen, und kein Haus durfte mehr an der Stelle erbaut werden.

Trotzdem gab es noch genug fromme Seelen, die an die göttliche Mission der Margaret glaubten und sich an ihre Stelle wünschten. Darunter waren ihr eigener Vater und ihre Schwester.

Diese Nachricht beruht auf der Erzählung des Pastors S. Baring Gould in Freaks of Fanaticism, S. 1—38, die ihrerseits auf J. Scherrs Die Gekreuzigte von Wildisbuch (2. Aufl., St. Gallen, 1867) zurückgeht. Scherr stützt sich auf persönliche Untersuchungen und die im Züricher Archiv (Bd. 166, S. 104 ff.) veröffentlichten Prozessakten.

* * *

Zwei Hauptpunkte sind von besonderem Interesse bei der Betrachtung der psychischen Faktoren dieser Tragödie. Erstens: Inwieweit lassen sich die dargestellten Phänomene in Ausdrücken der Sexualpsychologie erklären und deuten? und zweitens: inwiefern unterstützt eine solche Erklärung die Theorie von der Erotogenese aller Religionen?

Margaret Peters religiöse Offenbarungen waren tatsächlich das einzig Hervorstehende an ihrem sonst alltäglichen Charakter. Bei der mystischen Empfänglichkeit ihrer Familie erschien die Tatsache, dass sie am Weihnachtstage geboren war, von eigentümlicher Bedeutung, ebenso ihre Fähigkeit, mit sechs Jahren die Bibel zu lesen, und so mischte sich die natürliche kindliche Begierde nach Aufmerksamkeit mit dem Gefühl religiöser Bedeutung. Diese Nahrung für ihre Eitelkeit war gleichzeitig ein Stachel für ihren Aberglauben, bis ihr Verstand im heranwachsenden Alter ganz und gar zu deren Unterscheidung unfähig wurde. Sie und ihre Religion wurden so leicht eins und untrennbar, und die Identifikation ihrer selbst mit dem Gegenstand ihrer religiösen Anbetung war ein beinahe unvermeidbarer Schritt.

Was immer ihre psychische Grundlage war, Margaret Peters Religion entsprach einem subjektiven Bedürfnis und leitete ihre Beweisgründe zuerst zum grossen Teil und zuletzt ausschliesslich aus subjektiver Quelle her. Ihre abwechselnden Anfälle von Depression und Exaltation nebst der Überzeugung ihrer Sündhaftigkeit sind wohlbekannte geschlechtliche Äusserungen des heranwachsenden Alters. Der innerliche Antrieb zum

Handeln, zum Selbstausdruck fand willkommene Deutung und günstige Gelegenheit in den Predigten und Prophezeiungen der Pietisten; deren Übungen reizten sie an, und die sich steigernde Intensität einer nicht konzentrierten Leidenschaft erklärte sich leicht als die sich ihr und in ihr offenbarende Gottheit.

Das heftige Verlangen und die Befriedigung lagen beide in ihr selbst, d. h. sie war im höchsten Grade religiös veranlagt und zwar mit einer Intensität, die keinen Widerspruch duldete. Ähnliche Vorbedingungen hatten dieselbe Tendenz bei den anderen Mitgliedern der Gruppe. Dies zeigt sich an der schlechten Behandlung, die der „weltlichen" Mutter Moser und Konrad Moser zu Teil wurde, und an dem unehelichen Kind Kaspar Peters, an Margaret Peters eigenem ehebrecherischem Verhältnis mit Jakob Morf, der „Unmoralität" und Psychoepilepsie Margaret Jägglis mit den darauffolgenden Gewissensbissen, dem Sündenbewusstsein und der Erweckung des religiösen Enthusiasmus.

Alles in allem genommen, legen diese Vorfälle die Vermutung nahe, dass nach dem erfolgten Sündenfall der Führer eine ungewöhnlich intensive jugendliche Sinneslust und deren darauffolgende Unterdrückung mit der sie begleitenden und unerträglichen Idee, die selbst wieder der Verheimlichung bedurfte, die Gefühlsdynamik lieferte, während die religiöse Atmosphäre der Zeit die Deutung des psychologischen Imperativs als Gottes Wille nahelegte.

So kann sexueller Enthusiasmus zu religiösem Eifer geworden sein. Aber war dem wirklich so?

Um zu klarer Entscheidung zu kommen, ist es notwendig, der Entwicklung dieses Enthusiasmus in seine intensiveren Äusserungen zu folgen, wo wir in voller Deutlichkeit das finden können, was anfangs nur halb offenbar war.

Die heilige Margaret fühlte sich zweifellos als Treibholz im Strome einer höheren Gewalt, die sie unwiderstehlich in ein unbekanntes Geschick mit sich zog. Dies erfährt weiteren Nachdruck durch das feste Vertrauen der zu ihr angezogenen Personen auf ihre Fähigkeit, die Fallsüchtigen heilen, die Schuld der Ehebrecher sühnen, geistigen Trost jenen geben zu können, die das Bewusstsein ihrer Sündigkeit zu Boden drückte. Die Lust nach Gewalt, krankhaft gesteigert in ihrer Egomanie, fand eine andere Quelle der Kraft in den Pilgerfahrten der Anhänger Julianne von Krüdners, einer anderen Mystikerin, deren Seelenzustand eine Analyse verdiente. Das Bewusstsein des ausserordentlichen Charakters ihrer Impulse liess Margaret Peter diesen übernatürlichen oder göttlichen Ursprung zuschreiben und erzeugte die Furcht in ihr, dass ihre Anhänger diese nicht mehr verstehen werde, und den Zweifel an deren Fähigkeit, treu zu bleiben. Dies ist die handgreifliche Erklärung ihrer häufig ausgedrückten Angst vor einer bevorstehenden Glaubensprüfung, in der die kleine Gruppe die Probe der Rechtschaffenheit nicht bestehen würde.

Es ist von Interesse zu konstatieren, dass die, die solche Prüfungen am ebenmässigsten und musterhaftesten bestanden, die waren, die sich der Sinnlichkeit am verdächtigsten zeigen, wie die psychoepileptische Jäggli, der unglücklich verheiratete und träumerische Schuster von Illnau, Schwester Elisabeth und Ursula Kündig, alte Jungfern und Führerinnen der Gruppe. Es ist auch von negativer Bedeutung, dass der alte Peter ein passiver

Beobachter der Ereignisse so lange blieb, wie diese durch ihre Mystik an seine Ignoranz appellierten, aber als es zu den schweren Ausbrüchen exstatischer Gewalt kam, da zog er sich zurück und verhielt sich ruhig. Offenbar hatte das Alter seine Leidenschaftlichkeit zu sehr abgestumpft, als dass er an solch „geistigen" Übungen Geschmack gefunden hätte.

Diejenigen, in deren Leben das Geschlechtliche eine geringe Rolle spielt, haben es kaum nötig, ihre inneren Kämpfe zu symbolisieren. Wo aber geschlechtliche Qualen intensiv sind und die Unterdrückung normaler Geschlechtsfunktionen notwendig wird, äussert dies sich notwendigerweise in Symbolen, und der Charakter des Symbols wird zum grossen Teil durch die Natur der verbotenen Leidenschaft oder ihrer in Bewusstsein des Subjekts vorhandenen assoziierten Beziehungen bestimmt. Wir können also viel vom Charakter des Unterdrückten aus der Natur seiner symbolischen Darstellung erkennen.

Wenn demnach das Verlangen nach Ausdruck und Unterdrückung der Geschlechtslust des klaren und andauernden Übergewichts zugunsten des einen oder des anderen Kurses entbehrt, findet der Konflikt der inneren Kräfte symbolischen Ausdruck als Kampf. Der Egoismus legt es nahe, dass das Vorgehen, dass die Billigung derer galt, deren Billigung am höchsten geschätzt wird, als der natürliche Charakter des Individuums erklärt wird. Eitelkeit veranlasst ein Spalten der Konfliktsvorstellung, so dass der Trieb, der seinem Opfer Unehre einzubringen sucht, ausgeschieden — objektiv gemacht — werden kann. Nachdem so eine dualistische Philosophie konstruiert worden ist, wird die entstehende Tendenz gewöhnlich als Satan personifiziert. Die gebilligte Tendenz wird Gott und dem Selbst beigeschrieben, die oft in gewisser Weise als identisch aufgefasst werden.

Im Masse, wie die sich bekämpfenden Triebe an Intensität zunehmen, und das betreffende Individuum sich heftig und plötzlich bald zu diesem, bald zu dem entgegengesetzten Lebenswandel hingerissen fühlt, so wird das Subjekt verwirrt und verliert sein geistiges Gleichgewicht. Ein verloren gegangener Proportionssinn und das Bewusstsein eines allverzehrenden und allumfassenden Konflikts der Leidenschaft legt die Konzentration des Konflikts und der Leidenschaften vieler in einer Person nahe. Daher denn ein Gefühl der Selbstbedeutung, das im Verhältnis zu der Intensität der Leidenschaft und der aus geschlechtlicher Leistungsfähigkeit entstammenden Egomanie steht — Nymphomanie und Egomanie voneinander abhängig und vielleicht nur in ihren Wortsymbolen voneinander verschieden.

Die Apotheose des Ich kann jetzt durch die Idee des Ich als der Verkörperung einer Armee — der himmlischen Heerscharen — ersetzt werden. Die gegenüberstehende satanische Halluzination wächst auch an Bedeutung, bis sie zu der eines Heeres von Teufeln wird, die die Scharen der im Selbst personifizierten Rechtschaffenheit zu stürzen suchen. Dies ist der Weg, auf dem Margaret Peters wandelte. Die Wortbilder, durch die sie ihren subjektiven Konflikten der Leidenschaft Ausdruck lieh, erreichten bald durch ihren der Deutung leicht offenen Einfluss die Bedeutung von Gesichtshalluzinationen. Da Satan ein zu abstrakter Begriff war, um sich leicht ein augenfälliges Bild davon zu machen, wurde er in

der augenfälligsten Personifikation von Gewalt und Mord, Napoleon, konkret gemacht.

Nachdem Satan einmal als Mensch den Augen vorgeführt worden, war es ein Leichtes, ihn sich als Einbrecher in der Wohnung der Auserlesenen und selbst in deren Leiber vorzustellen. Die bildliche Beschreibung konträrer innerer Triebe als persönlichen Kampfes und Oberherrschaft legt den Gedanken an das Eingehen in eine wirkliche Schlacht nahe, und in dem vorliegenden Falle, wo das Stadium entsprechender Halluzinationen erreicht worden war, war es natürlich, dass die Halluzination objektivisiert wurde und so mit Leichtigkeit einen tatsächlichen Angriff auf die „besessenen" Personen herbeiführte, wobei die Absicht vorlag, den innewohnenden Satan zu besiegen. Das Hinschlachten der Elisabeth war so eine natürliche Weiterentwicklung von geschlechtlichem Hyperästhetizismus und von der Autosuggestion religiöser Sprachsymbolik, die man sich infolge des Missverständnisses und der „Vergeistigung" der Sinnenlust zu eigen gemacht hatte.

Der Psychiatiker denkt sofort bei der Betrachtung der Tatsachen, wie sie sich in der religiösen Blutgier darstellen, die sich im Totschlagen der Elisabeth und der Kreuzigung der Margaret offenbart, an Sadismus und Masochismus; doch dürfte sich genaueres Eingehen auf den psychischen Mechanismus lohnen, durch den die Schlusstragödie zustande kam.

In Reaktion gegen die durch ihre geschlechtlichen Ausschweifungen und Schwangerschaft hervorgerufenen Folgen bemühte sich Margaret Peter wahrscheinlich in der Folge enthaltsam zu leben, und die erste Folge dieser Unterdrückung war ein überempfindlicher Sensualismus mit wahrscheinlicher Empfänglichkeit für psychischen Autoerotismus. Die Betrachtung göttlicher Liebe, religiöse Ermahnungen und Gebete, solche Liebe zu gewinnen, kann das wirksame Mittel werden, sich den Genuss von psychosexuellem Orgasmus zu verschaffen. Einem Naturgesetz gemäss, steht die Wirkung von Reizmitteln in umgekehrten Verhältnis zu deren Häufigkeit oder Dauer. Auf den vorliegenden Fall angewandt, bedeutet dies, dass eine zunehmende Intensität des Reizes die Vorbedingung der höchsten Befriedigung wurde. Im vorliegenden Falle muss die Ursache der fortschreitenden Verschärfung des furor religiosus in einer fundamentalen Begierde, auf die er reagiert, gesucht werden; dies scheint darauf hinzudeuten, dass die zuletzt angestellten Theorien die wahre Erklärung für die zu untersuchenden Phänomene bieten.

Wie die Häufigkeit und die Intensität des Reizes zunahm, wurde die endliche Reaktion des Orgasmus heftiger, und diese anwachsende Intensität der krankhaften Muskelreaktionen gegen einen entsprechenden Geschlechtsreiz bringt zur Oberfläche des Bewusstseins die Begierde nach einem Objekt, gegen das sich diese Anstrengung richten kann, um die Freude am Bewusstsein der Kraft zu erhöhen. Ich glaube, dies erklärt die Begierde, die zuerst das Demolieren der Möbel und Wände hervorrief. Als der Orgasmus erreicht war, löste sich die Spannung, und Ruhe kehrte ein. Nach den Halluzinationen, die Elisabeth mit einem Dämonen ausgestattet hatten, fand der frühere subjektive Kampf, der als Krieg symbolisiert worden war, praktische Verwirklichung in einem Angriff auf sie, eingestandenermassen zu dem Zwecke, den Satan in ihr zu vernichten

Die wirkliche treibende Kraft jedoch in dieser ganzen Aufführung war die nur schwach oder halb ins Bewusstsein getretene Begierde nach erotischem Reiz. Die direkte Quelle des anscheinend Transzendentalen — der Religion — war der abnorm intensive Geschlechtsdrang. Aber der gewöhnliche erotische Hang zur Grausamkeit hatte sich noch zwischen Sadismus und Masochismus nicht entschieden. Als die Heilige ihre Fähigkeit für die höchsten Reaktionen auf die gewöhnliche Art des Reizes verloren hatte, wurde eine noch intensivere Reizung notwendig, einen trägen Orgasmus herbeizuführen. Die religiöse Deutung durch eine Ideenassoziation der schwachbewussten Begierde bestimmte die Natur des Versuches, diese durch Kreuzigung und schliesslich durch selbstauferlegtes Hinschlachten zu befriedigen.

Es ist in diesem Falle ganz klar, dass die eigene Natur der Religion, wie sie sich in den „übernatürlichen" Kräften äusserte, bloss übernormaler Sensualismus, vergeistigter, transzendentalisierter, vergötterter Psychoerotismus war. Insofern erklären sich die ausserordentlichen Phänomene durch die Anwendung der an anderer Stelle begründeten Hypothese, und die von diesem Falle gemachte Analyse enthält eine kräftige Unterstützung der zugrunde gelegten Hypothese.

Später wird es sich einmal zeigen, wenn das Tatsachenmaterial vollständiger ist, dass dieser Fall nur einer von vielen eine ähnliche Deutung zulassenden ist, und die hier angewandte Hypothese kann dann mit Leichtigkeit erwiesen werden.

Mitteilungen.

I.

Die Stellung der leidenschaftlichen Idealisten in der Pathologie.

Von Dr. **M. Dide** (Paris)[1]).

Die Leidenschaft ruft, welches auch immer ihr Objekt sei, eine Störung im seelischen Gleichgewichte hervor, und die Handlungen des Individuums werden während ihrer Dauer durch sie bedingt. Das Urteil wird mehr oder weniger vorübergehend inhibiert, und die Lebensgewohnheiten werden nicht mehr durch die Selbstkritik geregelt. Die Geschichte der Verbrechen aus Leidenschaft zeigt dies ja, und der gesunde Menschenverstand empfindet dies so deutlich, dass die Geschworenengerichte in den meisten Fällen, wo ein Verbrechen aus offenbarer Leidenschaft erfolgt, den Verbrecher freisprechen. In den meisten Fällen ist ein passioneller Zustand an bestimmte Ursachen geknüpft, nach deren Schwinden das Individuum sich in einem ziemlich normalen Zustand befindet. Ich sage nicht in einem ganz normalen, denn man müsste noch klarlegen, warum die Leidenschaft sich bis zu dem Mordpunkte entwickeln konnte, während sie bei anderen Individuen keinen dramatischen Epilog hat. Doch kann man theoretisch sich vorstellen, und die klinische Beobachtung hat dies erwiesen, dass ein leidenschaftlicher Zustand sich im Menschen einnisten und organisieren kann. Es handelt sich dann um die sogenannte affektive Systemisierung (in Analogie mit der deliranten Systemisierung, die vornehmlich intellektueller Art ist). Bei der affektiven Systemisierung bleibt die Vorstellung von der äusseren Welt intakt bestehen, ebenso wie die Integrität der Persönlichkeit, doch wird sie eine Kanalisierung der Aktivität in einem ganz bestimmten Sinne bewirken. Man findet bei diesen Psychopaten eine Reduktion des gesamten intellektuellen Lebens auf ein feststehendes Ideal. Das innere Leben

[1]) Maurice Dide hat ein Buch unter dem Titel „Les Idéalistes passionés“ bei F. Alcan, Bibliothèque de Philosophie contemporaine, Paris 1913, erscheinen lassen, in dem er versucht, den Typus der „leidenschaftlichen Idealisten“, wie er sie nennt, aufzustellen und ihnen einen Platz in der Pathologie anzuweisen. Dem Werke Dides kommt eine grosse Bedeutung zu. Um eine Skizze von seinen Ideen zu bieten, folgen wir am besten den Ausführungen, in denen der Autor im Augusthefte des „Journal de Psychologie normale et pathologique“ seine Lehren zusammenfasst.

wird überhandnehmen und die Hypertrophie des affektiven Sturmes wird in der Folge der objektiven Phänomene unveränderlich bleiben. Der leidenschaftliche Idealist verändert das Milieu, in welchem er sich bewegt, wenn er an ihm nicht zerbricht; doch wird er durch dasselbe fast gar nicht geändert. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Psychosen der affektiven Systemisierung und allen anderen bekannten Psychosen. Der Unterschied, der diese systemisierten passionellen Zustände von den sentimentalen oder ästhetischen Ausbrüchen trennt, ist einfach in ihrer Dauer gelegen. Die Grundlage ist die gleiche, und das psychopathologische Phänomen ist die leidenschaftliche Interpretation.

Wir können jetzt schon die psychologische Autonomie der leidenschaftlichen Interpretation festlegen. Der Irrtum wird nur vorübergehend sein; andere Irrtümer können entstehen, aber sie werden stets durch die Glut der Leidenschaft geschaffen, die in einem gegebenen Problem nur eine gewisse Anzahl seiner Atribute — jene, die mit der Vorstellung a priori übereinstimmen — erfassen. Doch wird der Irrtum nicht den Ausgangspunkt für neue Irrtümer bilden, er wird nicht in ein zusammenhängendes System eintreten, das bei intakten Grundlagen delirieren würde.

Muss die leidenschaftliche Interpretation stets als pathologisch betrachtet werden und kann man die Idealisten nicht als normale Wesen auffassen? Gewiss nicht, denn das psychologische Gleichgewicht erscheint zugunsten des affektiven Lebens durchbrochen, das übertrieben und schliesslich fast exklusiv wird. Gewiss erzeugen diese Tendenzen, wenn sie sich auf einem geistigen Fundus mit schönen Qualitäten und mit seltenem Stoffe entwickeln, Werke von einer manchmal wunderbaren künstlerischen Schönheit. Doch wird diese polarisierte affektive Hypertrophie stets von Anomalien begleitet, und die halbveraltete Frage von Wahnsinn und Genie könnte von diesem Gesichtspunkte aus aufgefrischt werden.

Wir wollen uns also möglichst von den klassischen Traditionen befreien und den leidenschaftlichen Idealisten ihre Stellung als Kranke anweisen. Ich bin überzeugt, an dem Tage, wo diese neue Definition endgültig anerkannt sein wird, wird die Auffassung der Paranoia einerseits und die der Manie andererseits an Klarheit gewinnen, denn beide werden von der störenden Nachbarschaft jener geistigen Formen, befreit werden, die durch eine ganz spezielle Psychologie charakterisiert sind, deren objektiver Ausdruck aber mit der depressiven Manie wie mit der delirierenden Interpretation deutlich Analogien aufweist, von den Analogien mit der Hysterie ganz zu schweigen.

* * *

Die Frage wäre sehr einfach, wenn das Interpretationsdelirium nur eine intellektuelle Störung wäre. Man brauchte bloss den Krankheiten der Vernunft die Krankheiten der affektiven Sphäre entgegenzuhalten; und wenn man von den Interpretatoren sagt, dass sie einen chronischen delirierenden Zustand darstellen, unterscheidet man sie nicht hinreichend von den Idealisten, bei denen man einen chronischen passionellen Zustand gewahrt. Denn der delirierende Zustand des Interpretators enthält, im Anfang wenigstens, einen affektiven Zustand. Aber während in diesem Falle der Anfang an eine

affektive Instabilität gebunden ist, deren das Individuum sich bewusst ist und an der es leidet, enthüllt sich dem Idealisten bei vollkommener affektiver Stabilität plötzlich ein Thema, das in ihm vorwiegend, fast exklusiv werden wird. Diese Enthüllung geht nicht aus der Analyse oder aus dem Raisonement hervor, sondern sie bricht plötzlich aus dem Urgrund seiner Affektivität mit einer Expansionskraft hervor, die um so grösser ist, als die vernunftgemässe Kritik ganz davon frei ist. Es gibt da die verschiedensten Varietäten, aber man muss wohl zugeben, dass die Idealisten der Gerechtigkeit, ob sie nun Reformatoren sind oder neue Forderungen aufstellen, die psychopathologischen Brüder der Idealisten, der Schönheit und der Liebe sind. Die Sentimentalität, die sich gekränkt fühlt, wenn man Assisi und Caserio, d'Anunzio und Sandon nebeneinander stellt, kann den Philosophen nicht berühren. Die Unterschiede werden immer klarer.

Der Interpretator hat einen manchmal sehr grossen delirierenden Reichtum; das Zentrum der Kristallisation ergibt sich sehr spät, der Leitgedanke ist sekundär. Der Idealist dagegen geht methodisch von einem einzigen Ausgangspunkte aus und seine Leistung bewegt sich progressiv um das, was ich eine fixe Inklination genannt habe. Der Interpretator leidet immer an Ungewissheit, er fühlt sich melancholisch verfolgt und hypochondrisch, er wird immer grausamere und traurigere Eventualitäten sehen, bis zu dem Tage, wo seine Persönlichkeit sich ändert und er seine geistige Anstrengung in grössenwahnsinnigen Vorstellungen zusammenfasst. Beim Idealisten entwickelt sich ein glühender Glaube in die Berechtigung seiner Ansprüche, der in den euphorischen Formen gleich zur Realisierung seines Systems übergehen wird, während in den Formen, wo der affektive Zustand deprimiert ist, die notwendigen Akte ohne Zögern und mit Kraft sich aufdrängen. Der Idealist macht stets den Eindruck eines Menschen, der auf das Hindernis losstürzt und der entschlossen ist, die Widerstände zu brechen: Er hat grosses Selbstvertrauen. Seine Ausstrahlungskraft, seine Überredungskraft entspringen der primitiven Übertreibung seiner Persönlichkeit, die niemals zum Grössenwahn wird.

Die geistige Erkrankung des Interpretators ist für jeden zweiffellos. Mögen auch seine Vorstellungen mit einer manchmal sehr reellen Kohärenz aufeinander folgen, so ist doch ihr Ausgangspunkt falsch und ihre Unsinnigkeit offenbar. Die emotiven Störungen haben sofort das Urteil gefälscht, und die delirierende Interpretation ändert die subjektive Persönlichkeit des Individuums gleich wie die äussere Welt. Alles, was der Kranke nicht begreift, alles, was ihm sonderbar oder übernatürlich vorkommt, erhält eine Erklärung, deren delirierender Charakter zweifellos ist.

Dagegen bleibt der Idealist stets in der Domäne des Plausiblen, des Wahrscheinlichen, und der pathologische Charakter seiner psychologischen Tätigkeit ist nicht erkenntlich. Ich könnte viele Beispiele zitieren, und wie die Journalisten, die Richter und die Philanthropen, die gerecht zu handeln glaubten, indem sie diesen oft schädlichen Leuten die Freiheit gaben, habe auch ich mich oft täuschen lassen und manchmal Skrupel empfunden, diese Kranken interniert zu halten, die oft sehr verführerisch und manchmal in wunderbarer Weise begabt sind. Und doch ist dies

die einzige Lösung für jene, deren Idealismus antisoziale Reaktionen hervorgerufen hat.

Der Interpretator kann wohl heftige Reaktionen aufweisen, aber ihre Grösse ist stets proportional den Beweggründen und kann darum vorausgesehen werden, und in den äussersten Phasen wird die Intensität der Reaktionen oft abgeschwächt. Der Idealist dagegen bleibt das ganze Leben lang ein gefährliches oder nahezu gefährliches Wesen. Es braucht seiner Vorstellung nur irgend ein Hindernis entgegenzutreten, und er wird mit einer Art Dilletantismus sogar die Grausamkeit ausüben, wenn sie in sein System passt. Der Interpretator wird stets durch einen intakten moralischen Sinn zurückgehalten, während die moralischen Lücken und Unzulänglichkeiten des Idealisten seine monstruosesten Phantasien begünstigen werden. Die Entwicklung ist beim Interpretator autonom und fast unvermeidlich progressiv; seine Krankheit ist unheilbar, während der Idealist Schwächungen und Verstärkungen sowie Pausen aufweist.

Die Tätigkeit des Interpretators ist ausserhalb seiner interpretativen Manifestationen normal, und wenn sein Zustand nicht durch Manie oder Melancholie kompliziert wird, stellt er trotz seiner Internierung eine nutzbare Kraft dar. Der Idealist bedeutet infolge seines Tätigkeitsdranges und seines Bedürfnisses, Proseliten zu machen, in den meisten Fällen trotz seiner grossen Fähigkeiten ein Element der Desorganisation, das um so grösser ist, als seine Schädlichkeit vorübergehend durch Exzesse (Alkohol, Morphium usw.) erhöht wird.

* * *

Wir gelangen nun zum zweiten Teil unserer Studie, wo die Analogien mit den manischen Zuständen erörtert werden sollen. Unsere Vorgänger, denen diese Kranken sehr wohl bekannt waren, wenn sie uns auch keine zusammenhängende Beschreibung von ihnen hinterlassen haben, studierten unter dem Namen der raisonierenden Manie geistige Störungen, in denen der psychologische Erethismus den verbalen Ausdruck und die allgemeine Tätigkeit bei Erhaltung der Kohärenz betraf. Man sprach auch von Hypomanie, um jene Phänomene zu charakterisieren, in denen die Exaltation mit einer fast normalen Existenz vereinbar ist, wo die Überaktivität nicht so ist, dass man jene ideative Unfruchtbarkeit gewahren kann, der ich den Namen Inproduktiver Ideation gegeben habe.

Es steht fest, dass zwei charakteristische Zeichen der Manie bei vielen leidenschaftlichen Idealisten zu finden sind: Die Euphorie, entspringend aus der moralischen Ruhe, die an die Enthüllung der Gewissheit gebunden ist, andererseits der fieberhafte Tätigkeitsdrang, dessen Ausgangspunkt psychologisch von der Euphorie sehr verschieden ist. Das Bedürfnis zu handeln, um den anderen die eigene innerste Überzeugung mitzuteilen, schürt die Energie der leidenschaftlichen Idealisten, die sich ausgeben ohne zu rechnen. Das Selbstvertrauen, das ihnen die Enthüllung ihrer eigenen Kraft mitteilt, ist von einer gewissen Übertreibung ihrer Persönlichkeit nicht frei. Doch ist dieses Gesamtbild, wo der stürmische Drang zur Betätigung und zum Ausdrucke übernormal ist — in den typischen Fällen wenigstens — nicht mit dem psychologischen Substrat der Manie identisch. Denn wenn die Formel

Kräpelin, der von psychischer Paralyse im Falle der Manie sowohl, wie der Melancholie spricht, offenbar übertrieben ist, ist doch das psychische Produkt des Manischen praktisch ohne Wert: er erschöpft sich in zersplitterten Anstrengungen, sein Denken zerfällt in Embryos von Worten, es handelt sich nicht um eine Hyperideation, sondern um eine regellose Ideation, wo ein Durcheinander von geistigen Zuständen mit einer kalaidoskopartigen Inkohärenz äusserlich dargestellt wird.

Nun ist die Analogie mit dem leidenschaftlichen Idealismus nur scheinbar, denn hier ist die Tätigkeit reell, sie kann nutzbar gemacht werden und sie ist manchmal sogar von ausserordentlicher Qualität. Gewiss ist sie übertrieben; doch bedingt diese Übertreibung nicht die Inkohärenz, sondern einfach den Mangel an Rücksicht auf sonstige Umstände und eine Progressionskraft, die auf ihrem Wege alles beiseite drängt, und sich nicht im geringsten um gesellschaftliche Rücksichten oder Geschicklichkeit kümmert. Analysiert man diese beiden Geisteszustände genauer, so findet man, dass beide durch eine grosse affektive Expansion gekennzeichnet sind; aber während beim Idealisten der Mechanismus der Ideenassoziation intakt bleibt, ist beim manischen der Bruch des Gleichgewichtes in der affektiven Sphäre von einer parallelen Regellosigkeit der eigentlichen affektiven Tätigkeit begleitet.

Die physiologischen Analogien zwischen der Manie und der Melancholie sind, wenn wir der Kräpelinschen Doktrin folgen, so enge, dass man die Parallele weiter ziehen kann. Der leidenschaftliche Idealist ist mehr ein Euphoriker, aber in gewissen Formen, namentlich beim Vertreten neuer Forderungen, ist auch ein gewisser Pessimismus zu finden. Es handelt sich nicht um einen ausgesprochenen affektiven Zustand, wie die Melancholie oder die Hyperchondrie; nein — dieser Typus hat eine leidenschaftliche Angst, dass ihm keine Gerechtigkeit geboten werde, und er nimmt dazu ohne Traurigkeit, aber mit Zorn Stellung; man könnte diesen emotiven Zustand vielleicht gewissen gemischten Zuständen, besonders der zornigen Manie näher stellen. Die Analogie bleibt übrigens wie früher beim emotiven Ton stehen, denn die intellektuelle Tätigkeit bleibt gross, man könnte fast sagen unersättlich.

* * *

Die traditionelle Auffassung der Hysterie hat zu einer solchen Konfusion geführt, dass man heute nur noch mit der äussersten Vorsicht von ihr zu sprechen wagt. Die grosse Konfusion rührt wohl daher, dass man eine Affektion, die Charcot selbst als eine Psychose bezeichnete, zu einer nervösen Krankheit mit einer feststehenden Symptomatologie machen wollte.

Doch das geistige Substratum der Hysterie besteht und kann formell klargelegt werden; in meinem Buche habe ich einen derartigen Versuch unternommen: „es handelt sich auch hier um eine affektive Tendenz, die sich — jedoch in einer unterbewussten oder unbewussten Art — im Sinne einer Dissoziation der Persönlichkeit systemisiert. Während beim Idealisten die affektive Tendenz alles beherrschend hervortritt, und sich über eine sich selbst übertreibende Persönlichkeit ausdehnt, gewahren wir beim hysterischen Individuum eine sozusagen unterirdische Arbeit, die die Einheit des zur Desagregation

disponierenden Ich untergräbt. Beim ersteren sehen wir die Entfaltung eines sozialen, religiösen, ethischen oder künstlerischen Reformsystems, dessen Zentrum er selbst bleibt. Und er wird die Mittel für seine mündliche oder praktische Lehre aus der ihn beherrschenden Leidenschaft ziehen und er wird sämtliche affektive oder intellektuelle Elemente, die in seine Auffassung passen, mit Gewalt gruppieren. Im zweiten Falle dagegen nimmt ein affektiver Zustand der im Unterbewusstsein bleibt, eine analoge, aber geheimbleibende und in allen Fällen von der bewussten Persönlichkeit verschiedene Arbeit vor, und eines schönen Tages äussert sich eine Störung in der motorischen Tätigkeit und es entsteht eine imaginäre Erzählung, die mit nichts Tatsächlichem zusammenhängt.

Diese Produktion partieller psychologischer Synthesen, die plötzlich ohne anscheinenden Grund im Bewusstsein des Kranken auftauchen, hat keine Analogien in der geistigen Pathologie, und wenn wir diese Fakten hervorhoben, geschah es einesteils wegen der affektiven Systemisierung, vor allem aber wegen der Herstellung imaginärer Erzählungen, die wir nun ins Auge fassen müssen.

Die affektiven Tendenzen können in zwei Klassen geteilt werden. Die einen sind allen Menschen in allen Altern gemeinsam und sind sogar bei den Tieren zu finden: Freude und Traurigkeit, Begierde, Furcht, Zorn usw., andere dagegen scheinen nur der menschlichen Rasse anzugehören, und ich habe sie anderswo zusammengefasst: das Streben nach dem Glücke.

Die pathologische Psychologie der Hysterie kann mit einem Worte zusammengefasst werden: Unbewusste Instabilität der Affektivität. Der Übergang von der Freude zur Traurigkeit, und die hohen Tendenzen, die wir bei den Idealisten systemisiert wahrgenommen haben, sind hier inkohärent. Die sentimentalen Ergüsse wechseln mit einem absoluten affektiven Negativismus ab, der Egoismus koinzidiert mit dem Altruismus, eine tiefe Disharmonie herrscht zwischen der Idee und der Tendenz. Und in der Liebe wie in der Ästhetik denkt der Kranke Empfindungen aus, die er gar nicht fühlt.

Ich habe eine zusammenhängende Arbeit über den geistigen Zustand der Hysterie vor, wo diese Auffassungen die notwendigen Entwickelungen erhalten werden. Aber jetzt schon sieht man den tiefen Unterschied, ja den Antagonismus, der zwischen dem leidenschaftlichen Idealismus und der Hysterie besteht: in dieser erlaubt die affektive Instabilität einfach dem Kranken, Empfindungen zu spielen, die er nicht hat und die seine Intelligenz ihn in imnemotiver Weise ausdenken lässt, während der Idealist nur in der Exaltation seiner ausserordentlich mächtigen Empfindungen lebt.

* * *

Dupré und seine Schüler haben dem Studium der Einbildungskraft Studien gewidmet, die Epoche machen werden, und wenn sie noch nicht einen originalen klinischen Typus geschaffen haben, haben sie wenigstens unsere Kenntnisse über die Pathologie der Einbildungskraft erweitert.

Ihr Imaginationsdelirium scheint ein psychopathischer Komplex zu sein, in dem delirante Interpretationen und wohl auch imaginäre Erzählungen hysterischer Natur zusammentreffen. Wie dem auch sei, man kann sagen, dass das Schwelgen in der Phantasie unter sehr ver-

schiedenen Umständen zustandekommt. Die häufigste Ursache ist nach meiner Auffassung in den Erinnerungslücken zu suchen, und die Erfindungen, die diese Lücken ergänzen, sind klassisch. Die Mythomanie der Hysterischen entlehnt mehr, als man glauben möchte, der Pathogenie, der Fabelbildung, und die unzureichende affektive Erinnerung dürfte die letzte Ursache des sentimentalen Romanes dieser Kranken sein. Die schöpferische Einbildungskraft des leidenschaftlichen Idealisten ist von den Störungen der Einbildungskraft, auf die wir anspielten, sehr verschieden. „Der Imaginative dichtet" sagen Dupré und Logre, aber er ist ein matter Poet, ein Träumer! Er hat nicht die schöpferische Kraft des Poeten, eine Eigenschaft, die wir beim leidenschaftlichen Idealisten vorfinden.

* * *

Ich glaube, dem leidenschaftlichen Idealismus in der mentalen Pathologie seinen Platz klar genug angewiesen zu haben, so dass seine Legitimität, wenn auch nicht unbestritten anerkannt, so doch wenigstens in einer Weise diskutiert werden kann, die es mir ermöglichen mag, auf Einwendungen einzugehen.

Man würde meine mehrjährigen Bemühungen verkennen, wollte man mir zumuten, dass ich stets reine Fälle und typische Beobachtungen zu finden glaube; ich bin mir wohl bewusst, dass die hybriden Fälle die Regel sind. Doch erlauben gewisse Gesetze, die häufigsten Assoziationen vorauszusehen, und gerade die geistigen Störungen, deren Klarlegung in dieser Arbeit versucht wurde, dürfte man dem leidenschaftlichen Idealismus angegliedert finden. Daran ist nichts Überraschendes zu suchen und die verschiedenen Gattungen üben ja aufeinander wechselseitigen Einfluss aus. Man braucht nur ihren Platz in einer natürlichen Klassifikation zu kennen.

II.

Zur Kasuistik der Psychoanalyse.

Von **S. S. Golouschew** (Moskau).

(Aus dem Russischen übers. von Dr. med. Philipp Aszkenazy.)

Da die Frage der Psychoanalyse in der Praxis sich in dem Stadium befindet, wo die Erweiterung der Kasuistik für sie von grösster Bedeutung ist, finde ich es nicht uninteressant, einen nicht oft vorkommenden Fall aus meiner Praxis hier mitzuteilen.

Die junge 23jährige Frau Ch. erscheint in meiner Konsultationsstunde mit der Frage, ob ihr unnormales eheliches Leben nicht mit einer Anomalie ihrer Geschlechtsorgane in Zusammenhang stehe. Bei der Untersuchung zeigt sich, dass Frau Ch., trotzdem sie bereits seit 5 Jahren verheiratet, eine virgo intacta geblieben ist. Der von seiten ihres Mannes jedesmal versuchte normale Koitus konnte infolge eines plötzlichen Nachlassens der Erektion nicht zustande kommen und schliesslich kam er zur anormalen Ausübung des Koitus, indem er absichtlich

den Penis in der Leistenbeuge gleiten liess, wobei die Ejakulation auf die äusseren Bauchdecken stattfand. Diese Art des Koitus begann mit der Zeit der Frau äusserst lästig zu werden, sie rief in ihr das Gefühl des Ekels hervor und in weiterer Folge kam es zum Erkalten ihrer Gefühle für den Mann.

Die Untersuchung der Frau Ch. ergab ausser einer erworbenen hochgradigen Gleichgewichtsstörung ihres Nervensystems und Seelenlebens normale Verhältnisse. Somatisch erwies sich Frau Ch. vollständig gesund, speziell ihr Geschlechtsapparat als vollkommen normal.

Da der Fall mich interessierte, liess ich ihren Mann zu mir kommen.

Herr Ch. erwies sich auch in seinem psychischen Gleichgewichte gestört, durch künstlerische Neigungen und produktives Talent ausgezeichnet. Physisch gesund. 27 Jahre alt, von gut entwickeltem Körperbau, im Genitalapparate keine anatomischen Anomalien vorhanden. Das Bedürfnis nach geschlechtlichem Verkehre bedeutend unter der Norm. Bis zu seinem 22. Lebensjahre, in welchem Jahre er auch heiratete, blieb er Junggeselle, hat nie Onanie getrieben, Pollutionen kamen vor, jedoch nicht oft und auch nicht lästig. Er bestätigte die Darstellung seiner Frau über den Charakter ihres Ehelebens. Diese Form seiner Impotenz wirkt auf ihn sehr deprimierend, und er sagt aus, dass infolge dessen seine Gefühle zur Frau einen krankhaften Zug angenommen haben; er wird vom Eifersuchtswahn und Furcht, seine Frau werde ihm untreu, verfolgt. Er erwähnt jedoch von keinem irgendwie gemachten Versuche, seine Frau auf andere Weise zu befriedigen. Augenscheinlich habe er weder früher noch jetzt an mutuelle Masturbation oder dergleichen gedacht.

Die weitere Untersuchung ergab, dass weder der Koitus als solcher, noch der mit der Frau etwas an sich Widerliches für den Herrn Ch. darstellt. Ja, noch mehr, er hat das Bedürfnis, ausschliesslich mit seiner Frau zu verkehren, ihr Genitale aber ruft in ihm so einen Ekel hervor, dass er es überhaupt nicht ansehen konnte. Schon der Gedanke an dieses Organ ist ekelerregend und dadurch wird die Unmöglichkeit eines normalen Koitus bedingt. Dabei ist es interessant, dass andere Teile des weiblichen Körpers wie: Schulter, Arme, Brüste, Leib, Rücken und Füsse für ihn nichts Abstossendes haben. Sie können ihm sogar als schön erscheinen und ihn im sexuellen Sinne erregen.

Es lag am nächsten, an das Vorhandensein irgendeines besonderen Erlebnisses zu denken, das für den Herrn Ch. mit der Vorstellung weiblicher Sexualorgane eng verbunden war; jedoch alle Versuche, die Klärung des Rätsels während einer Unterredung mit Herrn Ch. im bewussten Zustande herbeizuführen, blieben absolut ohne Resultat. Seine sämtlichen Erinnerungen, die mit Eindrücken sexueller Natur zusammenhingen, waren in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Herr Ch. konnte sich sogar dessen nicht erinnern, wann und unter welchen Umständen er zuerst über den anatomischen Unterschied der Geschlechtsteile bei Mann und Weib belehrt wurde.

Herr Ch. äusserte den Wunsch, von mir hypnotisiert zu werden und bei der ersten Sitzung bereits zeigte sich, dass er verhältnismässig leicht in den somnabulen Zustand versetzt werden kann. Schon bei der zweiten Sitzung habe ich an Ch. die Frage nach den Ursachen seines Widerwillens gestellt, ohne aber Antwort zu erhalten. Herr Ch. konnte sich an

nichts erinnern. Damals begann ich in ihn zu drängen, die Erinnerung an seine erste Bekanntschaft mit den anatomischen Eigentümlichkeiten der weiblichen Geschlechtsorgane aufzufrischen und allmählich gelang es mir, von folgenden Tatsachen Kenntnis zu erlangen: Als sechsjähriges Kind wurde er von seinem Kindermädchen in eine Badeanstalt gebracht, wo gerade zur selben Zeit auch Wäscherinnen nach beendigter Arbeit badeten. Als das Kind entkleidet war, begannen die Frauen seinen Penis zu berühren und ihm ihre Geschlechtsorgane zu zeigen, wobei sie die unverschämtesten Posen einnahmen. Dabei lachten sie ausgelassen, es roch von ihnen nach übelriechendem Schweisse, und überhaupt war der Eindruck in so hohem Grade ekelerregend, dass das Kind zu weinen begann, und die Wartefrau gezwungen war, es gleich wegzutragen.

Die Tatsache des psychischen Insultes ward gefunden und Herr Ch. wurde aufgefordert, die ganze Erzählung nach dem Erwachen zu wiederholen, und tatsächlich wiederholte er sie in allen Einzelheiten und war sehr verwundert, dass die Quelle seines Widerwillens gegen weibliche Geschlechtsorgane entdeckt wurde. Der Sachverhalt wurde aber doch nicht geändert. Der Widerwille bestand offenbar weiter und Herr Ch. behauptete immer, er sei trotzdem zu einem normalen Koitus nicht fähig. Im Laufe der nächsten Sitzungen, schon ohne Hypnose, gelang es Herrn Ch., noch eines Ereignisses sich zu erinnern. Bereits im Alter von 9 Jahren hatte er mit einem zweiten Freunde Gelegenheit, Geschlechtsorgane eines kleinen Mädchens, während sie ihren Rock in die Höhe hob, zu sehen. Dieser Anblick hat ihn auch damals mit Ekel erfüllt, und es erwachte in ihm das sadistische Verlangen, diesem widerlichen Gegenstande Schmerzen zu bereiten, aber der Gedanke ging auf unerklärliche Weise vom Teil auf's Ganze über, und er hatte derart seine Gefühle befriedigt, dass er das Mädchen barfüssig und mit erhobenem Kleidchen auf einem Brett, worauf kleine Nägel ausgestreut waren, zu gehen zwang.

Andere Erinnerungen sonst sexuellen Charakters bei Herrn Ch. hervorzurufen, gelang mir weder im Wachzustande noch in der Hypnose, und ich beschloss, mittels Suggestion in Hypnose ihn von seinem belästigenden Widerwillen zu befreien.

Folgende Methode wandte ich an. In erster Linie suchte ich im Bewusstsein des Herrn Ch. eine vollständige Trennung der Vorstellung von den weiblichen Geschlechtsorganen einerseits und der des Organs der Waschfrauen andererseits zu bewerkstelligen. Als endlich Herr Ch. die Trennung sowohl in Hypnose wie im posthypnotischen Zustande klar vollziehen konnte, begann ich ihm die Vorstellung der weiblichen Geschlechtsorgane als einer Quelle der höchsten Lust einzuflössen und schliesslich ging ich zur Suggestion der besonderen Lust über, welche die Einführung des Penis in die Vagina hervorzurufen pflegt.

Nach Verlauf von 2 Wochen änderte sich die Vorstellung des Herrn Ch. über den normalen Koitus von Grund aus, es zeigte sich bei ihm eine sehr bestimmte Neigung zum normalen Verkehr und allem Anscheine nach wäre das eheliche Leben der Ch. in gänzlich normale Bahnen gelenkt worden, hätte sich keine Schwierigkeit von seiten der Frau ergeben. Sie konnte leider ihren Widerwillen zum Koitus mit ihrem Manne nicht mehr unterdrücken und bestand fest auf einer vollständigen Trennung. Der Zwiespalt war zu tiefgehend, als dass die Gegensätze noch hätten überbrückt werden können. Dass eine Heilung möglich war, beweist die Tat-

sache, dass der Patient später mit einer anderen Frau auf ganz normale Weise verkehrte [1]).

III.

Über den Alptraum in der sächsischen Sagenwelt.

Von **Richard Jenichen,** Radebeul bei Dresden.

Angeregt durch die Arbeiten von Riklin und Jones habe ich versucht, das Sagenmaterial eines bestimmten Landes in bezug auf das Vorkommen von Alpsagen zu untersuchen und deren Bedeutung mit Hilfe der Psychoanalyse zu erklären.

Für mich lag es naturgemäss nahe, den Sagenschatz des Königreichs Sachsen als Gegenstand meiner Untersuchungen hinzustellen, zumal über die sächsischen Sagen eine umfangreiche Sammlung in Meiche's Sagenbuch zu finden ist.

In den dort gesammelten 1268 Sagen kommt, für Sachsen bezeichnend, das Alpdrücken sehr wenig vor, wenngleich nicht geleugnet werden kann, dass in so manchen anderen Sagenberichten für den Psychoanalytiker sich Anklänge und Andeutungen in jener Richtung zeigen.

Von sämtlichen sächsischen Sagen habe ich als Unterlage für meine Ausführungen nur diejenigen gewählt, die das Alpdrücken augenfällig behandeln. Hierzu kommt eine Auslese von den Sagen über die Holzweibchen und -männchen, sowie die ebenfalls nicht zahlreich vertretenen Sagen über die Druckgeister und die Mittagsfrau. Alle tragen jedoch das Charakteristikum des Alpdrückens an sich.

Mein Alpsagenbestand beläuft sich sonach auf 20 Sagen mit 27 Erlebnissen, welche ich tabellarisch nach verschiedenen Merkmalen zerlegt habe, wobei ich zu folgenden Ergebnissen gekommen bin.

Raum: Der Alp erscheint in meinem Material öfters im Freien, als in bewohnten Räumen. Das ergibt sich aus dem schon angeführten

---

[1]) Dieser Fall ist deshalb interessant, weil er uns die Wirkung eines schweren Traumas deutlich vor Augen führt. Nach meinen Erfahrungen liegen in solchen Fällen die Verhältnisse viel komplizierter. Das Trauma steht schon im Dienste einer Tendenz. Gerade der Horror vaginae ist ein häufiges Symptom einer maskierten Homosexualität. Denn ein starker heterosexueller Trieb überwindet alle Hemmungen, selbst die negativen Imperative infantiler Traumen. Aber die Vagina ist das Symbol, die Verkörperung des Weibes. Die Leistengegend ist beiden Geschlechtern gemeinsam eigen. Ebenso ist in diesem Falle die sadistische Komponente nicht berücksichtigt. Bei Sadisten bildet sich infolge einer Überkompensation leicht eine Angst vor der Defloration aus, die jede starke Erektion verhindert. Die Dame, bei der nach der Behandlung der Koitus gelang, dürfte eben keine Virgo gewesen sein . . . Die Frage ist, ob der Mann imstande wäre, eine Defloration durchzuführen. Ich zweifle daran. Dieselben Gesichtspunkte gelten auch für den „Fall von Fetischhass eines Heterosexuellen gegen die weiblichen Genitalien", den Hirschfeld im Heft II der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" beschrieben hat.

Stekel.

Grunde durch das Heranziehen eines Teiles der Sagen von den Holzweibchen und -männchen. Hierzu kommt noch die Erwägung, dass das im Freien statfindende Alpdrücken die Allgemeinheit weit mehr interessiert, als das Alpdrücken im Schlafzimmer und Bett. Sagen über das letztere Drücken sind auch deswegen weniger entstanden, da diese Art des Vorkommens individueller ist, als diejenige in der freien Natur. Das Erscheinen des Alpes im Raume scheint auch weniger symbolisch aufzutreten. Die Betroffenen fühlen sich zunächst nicht so sehr veranlasst, von dem Vorkommnisse Mitteilung zu machen, weiter erfahren gewöhnlich hiervon nur die näheren Angehörigen und Hausgenossen, und ferner liegt auch eine Verheimlichungstendenz zufolge des mehr oder weniger starken erotischen Anstriches des Vorkommnisses für die Betroffenen vor. Ich erinnere hier nur an die mittelalterliche Bezeichnung Buhlteufel für Alp. Dieselbe Verbergungstendenz tritt aber auch in der anderen Art der Alpsagen hervor und hat hier zu einer psychischen Verschiebung geführt, wodurch die später noch zu schildernden Alpsymbole erklärlich werden. —

Zeit: Der Alp erscheint in bewohnten Räumen gewöhnlich nachts, in der Natur tritt er nur am Tage, selten abends, oft aber auch mittags auf (Daemon meridianus, Mittagsfrau).

Gestalt und Geschlecht: In drei Sagenberichten nimmt der Alp die Erscheinung von einer grösseren Anzahl weiblicher oder männlicher Wesen an, einmal ist sein Geschlecht unbestimmt, am meisten wird er aber als männlich geschildert.

Sein Alter ist meist ungenau angegeben, nur einmal wird er als jung bezeichnet, sonst alt, steinalt.

Von Aussehen ist er durchweg grundhässlich, oft hülfebedürftig, krüppelhaft klein, nur einmal schön.

Hieraus schliesse ich, dass die Betroffenen der von Jones bezeichneten „Rationalisation ihrer unbewussten Motive" doch bis zu einem gewissen Grade bewusst geworden sind. Das ergibt sich aus der Tendenz, die oft symbolisch dargestellte Umarmung zu verbergen. Namentlich trifft das bei dem Alpdrücken im Freien zu, denn das Alpdrücken im geschlossenen Raume kann ja ohne weiteres leicht verheimlicht werden. Das Alpdrücken als Sexualhandlung, wie Riklin es ausführt, deutet auf den durch Angst verdrängten Wunsch nach sexueller Betätigung doch gleichzeitig auf den natürlichen Wunsch nach sexueller Befriedigung durch ein jugendliches Wesen hin. Um aber diesen Wunsch zu verbergen, sucht der Betroffene die Verwirklichung seiner unbewussten Motive zu verbergen und schildert den Alp durchgängig als grundhässlich, steinalt, um den Zuhörer ohne weiteres von den ihn bewegenden, geheimen sexuellen Motiven abzulenken.

Betroffene Personen: Bestimmte Schlüsse auf das Geschlecht der vom Alpdrücken heimgesuchten Personen lässt das nicht sehr umfangreiche sächsische Material nicht zu. Fast die Hälfte der Sagen lassen den Alp beiden Geschlechtern erscheinen. In der anderen grösseren Hälfte der Sagenberichte erscheint der Alp Jungfrauen und Mädchen häufiger als Frauen — zu demselben Ergebnis kommt auch Jones (Zentralbl. f. Psychoanal. I, 361) —, hinwiederum geht nicht deutlich hervor, ob bei Männern oder Jünglingen das Alpdrücken zahlreicher vorkommt.

Interessant ist das Verhältnis des Geschlechtes zwischen Alp und betroffener Person.

In meinem Material erscheint der Alp

einmal	als	männlicher	Geist	einer	männlichen	Person
siebenmal	„	weiblicher	„	„	„	„
einmal	„	ungeschlechtlicher	„	„	„	„
zweimal	„	männlicher	„	„	weiblichen	„
viermal	„	weiblicher	„	„	„	„
einmal	„	ungeschlechtlicher	„	„	„	„
zweimal	„	weiblicher	„	Kindern	(Geschlecht	unbestimmt)
einmal	„	männlicher	„	beiden	Geschlechtern	und
fünfmal	„	weiblicher	„	„	„	

Hieran möchte ich die feine Bemerkung erwähnen, die der Erzähler der Sage von den grauen Männchen am Hochwalde (Meiche Nr. 458) an diese knüpft. Er schliesst seinen Bericht mit den Worten: „Sonderbar ist es endlich, dass die Personen, welche mit ihnen verkehrt haben, immer Mägde oder Frauen sind."

Ich weiss wohl, dass obige Aufstellung bei weitem nicht genügt, um irgendwelche Schlüsse auf hetero- oder homosexuelle Neigungen der betroffenen Personen zu ziehen, wollte aber, wie auch durch die nachstehenden Zusammenstellungen, Anregung geben, das weite Gebiet der mythischen Sagen, seien es Seelen-, Spuk-, Elben-, Dämonen-, Götter- oder Teufels-, Wunder- oder Schatzsagen, auf ähnliche Art zu erforschen. —

Gegenseitiges Verhalten: Was nun das gegenseitige Verhalten anlangt, so ersieht man, dass der Alp fast immer von den heimgesuchten Personen etwas verlangt. Um Schutz bittet die Erscheinung viermal, sie ängstigt durch Fragen, ist unfreundlich und erschreckt fünfmal, sie hockt auf zweimal, bittet um Kleinigkeiten, namentlich Garn zu spinnen oder sie zu kämmen fünfmal, am wenigsten beschenkt der Geist freiwillig, aber oft verlangt er gar nichts.

Sehr bezeichnend ist die Art der Belohnung seitens des Geistes.

Achtmal erhält die betroffene Person in Gold oder Geld sich verwandelndes Laub oder Späne, auch werden Wunderknäule und Garn geschenkt. Weniger folgt Tod oder schwere Krankheit. Auch schon Kinder erhalten Wandellaub, leisten aber dafür nichts.

Was Laub, Späne, Wunderknäuel, nicht allewerdendes Garn zu bedeuten haben, ist erklärlich.

Dagegen lässt sich kein tieferer Einblick in das sexuelle Verhältnis zwischen dem schenkenden Geist und der beschenkten Person tun. Nur ist der Alp, welcher Wandellaub, Wundergarn usw. schenkt, mit einer Ausnahme immer weiblich. Die Personen sind jedoch bald Männer, bald Frauen. Nur einmal erhält eine Frau von einem männlichen Alp einen Garnknäuel.

Aus dieser Tatsache schliesse ich, dass, wenn man die einzelnen Sagenberichte inhaltlich noch näher prüft, man sehr oft bemerken wird, dass hier eben auch wieder die Verheimlichungstendenz eine grosse Rolle spielt. Wo ein heterosexuelles Liebesverhältnis vorliegt, z. B. wo ein Mädchen für das einem Männlein geleistete Kämmen und Lausen, was ja

ein Lust- und Kitzelgefühl bedeutet, Wandellaub oder Späne erhält, findet sehr oft noch aus derselben Verbergungstendenz heraus eine zweite Verschiebung statt, indem aus dem Manne ein altes Weib wird, und der Vorgang erhält einen homosexuellen Anstrich.

Sehr oft wird man aber auch das Gegenteil erfahren können. Um die homosexuelle Neigung zu verbergen, wird aus dem weiblichen Alpwesen eine männliche Gestalt. Das ist natürlich nicht bloss für die betroffenen weiblichen Personen zutreffend, sondern dasselbe gilt auch von den männlichen Personen. Zuweilen dürfte auch der Spott über die homosexuelle Neigung einen volkstümlichen Ausdruck gefunden haben. Die unter dem Deckmantel der Hilfsbereitschaft verborgene homosexuelle Neigung wird vom Geist durch Auslachen zurückgewiesen.

Wenn Höfler[1]) das Resultat der Alpminne, nämlich Missgeburten, Kretinen oder elbisch gezeichnete Wesen auf das frühere innere Zusammenwohnen der früheren Generationen mit ihren Haustieren als die nächste Ursache hinstellt und weiter anführt, dass noch jetzt viele Kinder der modernen Zeit im Pavor nocturnus vom schwarzen Pudel mit rauhem Pelz träumen, ohne dass eine zottige Decke auf ihrer Lagerstätte zu finden wäre, so kann ich ihm hierin nur bedingt zustimmen. Es kommt ganz auf den Kulturzustand eines Volkes an. Ist er ein ziemlich hoher, so wird der mittelalterliche Buhlteufel zur menschlichen Personifikation, ist er ein noch sehr niedriger, so dürfte die Annahme Höflers zutreffen.

In meinem sächsischen Material habe ich nichts von Produkten der Alpminne finden können. Ausserdem habe ich nur einmal feststellen können, dass der Alp auch Tiere drücken kann, während ein Alpdrücken der Bäume (Eschen) in Sachsen nicht vorkommt. Diese, wohl mehr in Norddeutschland verbreitete Ansicht lässt auf das innige Verhältnis zwischen Mensch und Pflanze schliessen. Der letzteren sollte es in der Alpminne ähnlich wie den Menschen ergehen. Überdies hiess die Esche im Altdeutschen Ask, was der erste Mensch, welcher aus der Esche entstanden sein soll, bedeutet.

Zum Schlusse möchte ich noch eine Geschichte wiedergeben, wie sie sich nach der Erzählung des Leipziger Magisters Prätorius im Anfange des 17. Jahrhunderts zugetragen haben soll, und die Mogk in Wuttkes sächsischer Volkskunde (S. 318) als Zeugnis für die noch damals geglaubte Wanderung der Seele während des Schlafes anführt:

„Eine thüringische Magd brachte einst den Körper ihrer schlafenden Genossin, aus deren Munde ein rotes Mäuslein fortgelaufen war, in andere Stellung. Als das Tierlein wiederkehrte, suchte es vergeblich nach dem Munde; die Magd war infolgedessen tot. Zu derselben Stunde aber, da die Magd so totenähnlich dagelegen hatte, berichtet dieselbe Sage, hatte ihren Geliebten der Alp gedrückt[2])."

Hier sieht man, dass die Seele eines Menschen, um entschlüpfen zu können, Tiergestalt annimmt und, sich hingezogen fühlend, dem Geliebten als Alp erscheint.

Die Alpminne als solche ersetzt aber die Erfüllung des erotischen Wunsches nach der Minne überhaupt.

[1]) Höfler, M., Der Alptraum als Urquell der Krankheits-Dämonen; Janus V, Heft 10.

[2]) Vgl. auch Germanische Mythologie von Mogk.

Das Motiv der Angst ist hier von dem von der Alpminne heimgesuchten Geliebten auf die dem Erzähler lauschenden Personen verschoben, da sonst kein Raum für dasselbe in jener Erzählung vorhanden ist, denn der Zuhörer erfährt, wie gefährlich es ist, Personen im Schlafe zu stören, von denen die Seele auf Zeit gewichen ist.

Die Erzählung des Magisters Prätorius, welcher von der Schwester seiner Schwiegermutter, die es mit eigenen Augen gesehen hat, öfters erzählen hörte, ist aber wert, selbst wiederum psychoanalytisch durchdacht zu werden.

Referate und Kritiken.

Dr. Alfred Adler und Dr. Karl Furtmüller: Heilen und Bilden. Ärztlich-pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie. Ernst Reinhardt, München 1914.

In „Die Anwendung der Psychoanalyse auf Kindheit und Jugend" (Ambrosius Barth 1913) hat William Stern neuerdings ausgesprochen, psychologisch besonders aussichtsvoll erscheine die Wendung, welche die psychoanalytische Theorie in der ketzerischen Schule Alfred Adlers genommen habe. Mein eigenes Eintreten für Adler in dieser Zeitschrift ist den Lesern des Zentralblattes für Psychoanalyse bekannt. Auch in meinen Referaten in der „Zeitschrift für Psychologie" habe ich mehrfach bei entsprechender Gelegenheit auf Adler und das Plausible und Richtige in seiner Kritik Freud's wie seiner eigenen positiven Anschauungen hingewiesen. Wenn Adlers Organminderwertigkeitstheorie bisher noch immer nur etwas in grossen Zügen Entworfenes darstellt und überhaupt nur leisten kann, was jede derartige Theorie zu leisten vermag, eine spezielle Schwäche dieser Theorie zum Beispiel, wie ich früher schon betonte, darin liegt, dass, wo die zentrale Gehirnminderwertigkeit das Wesentliche darstellt, wir auch auf diesem Wege zu keiner genaueren Einsicht kommen, so ist das eine Sache für sich und berührt Adlers Ausführungen, soweit sie uns in unserem psychologischen Verstehen fördern und auch den Wechsel und das Werden psychisch reaktiver Erscheinungen mehr oder minder verständlich werden lassen, weiter nicht. Dem Anstaltspsychiater müssen freilich kausale Fragestellungen wesentlich und weit mehr wesentlich sein, auf welche vom teleologischen Standpunkt Adlers aus überhaupt kaum Antwort gegeben werden kann. Wie bei Freud läuft auch bei Adler die Psychose in der Erwähnung so gelegentlich mit, ohne dass ich diese Hinweise doch für besonders fruchtbar erachten kann. Hier und ebenso überall da, wo es sich noch um psychische Zustände handelt von so unausgebildeter Art wie beim Kinde scheint mir ein psychologisches Verstehen weitgehend unmöglich. Es kommt nicht darauf an konsequent psychologisch zu bleiben, sondern darin konsequent, psychologisch nur verstehen zu wollen, wo die Möglichkeit eines psychologischen Verstehens eben gegeben ist. So wenig wie die Frage: Wodurch erkrankt der Neurotiker? (s. S. 110 „Zur Kritik der Freud'schen Sexualtheorie der Nervosität" in „Heilen und Bilden") psychologisch beantwortbar ist und von Adler beantwortet wird, sondern sich immer nur die Differenz zwischen der psychischen Reaktionsweise des Neurotikers und des Gesunden konstatieren lässt, so wenig nützt uns alles psychologische Verstehen der Vorgänge in der Psychose (z. B. in der Dementia praecox), soweit solches überhaupt möglich ist, in bezug auf

die Ursachen, aus denen heraus der Kranke zu seiner Psychose kommt. Diese Ursache bleibt für uns bei der Dementia praecox immer der primäre organische Prozess, und psychologisch verstehend verfolgen können wir nur diejenigen seelischen Zusammenhänge in der Psyche des Kranken und diejenige psychische Reaktivität, welche als Funktion des noch sozusagen gesunden Restes in der Psyche zustande kommt. Hier liegen die Reserven, welche der Psychiater machen muss, und kann Psychoanalyse oder Individualpsychologie nie Entschiedenes leisten. Hätte Adler diesen Punkt scharf betont, würde er sich wohl manchen Widerstand (und Freud ebenso) erspart haben, den die Allgemeinheit der Psychiater dem von ihm Gegebenen entgegensetzt. Eine derart schärfere Abgrenzung wäre durchaus wünschenswert. Ich gebe Birstein („Eine kritische Bemerkung", diese Zeitschrift IV. 1/2. S. 77) vollständig zu, dass die am angegebenen Orte von ihm angegriffenen beiläufigen Ausführungen von mir revisionsbedürftig sind, muss aber sagen, dass ich mit dem, was er ausspricht, gar nichts anzufangen weiss. Die Geschichte, welche er S. 79 von dem Abdomen in den gewünschten Dimensionen erzählt, kann ich für nichts anderes als eben eine Geschichte halten. „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet", hat schon Friedrich Schiller gesagt und dadurch, dass Birstein es auch sagt, oder seine Patientin sich freundlichst die Fähigkeit zuschreibt, ihr Abdomen nach Wunsch zu gestalten, ist nichts geändert. Etwas kritischer wollen wir denn doch bleiben und nicht vor dem „wundervollen Phänomen der Einwirkung des Ichwollens" (Birstein) nur anbetend in die Knie sinken.

Doch zu Adler zurück. Freud hat psychische Mechanismen zu eruieren gesucht, fassbare einzelne Vorgänge (Abreagieren, Verdrängung usw.), wobei aber heute doch wohl klar geworden ist, dass uns die entsprechenden Vorgänge nicht fassbar werden. Es wird ein Gewisses mit diesen Mechanismen gefasst, es ist etwas daran, wie mancher Freud-Kritiker gesagt hat, aber recht fassbar wird uns das, was da vorgehen soll, doch nicht. Hier hat Adler zurückgesteckt, will weniger und gibt durch diese Begrenzung mehr, will nicht durch Berufung auf „Mechanismen" erklären, sondern nur individuelle psychische Zusammenhänge verstehen. Aber auch dieses unser Verstehen hat Grenzen. Wenn ein Kind früh masturbiert, so besteht meines Erachtens keine Möglichkeit dies psychologisch zu verstehen. Der Erwachsenere kann aus „Furcht vor dem Weibe" masturbieren. Der Trieb ist da, verlangt Befriedigung, und da ihm anders den Umständen nach nicht genügt werden kann, wird ihm masturbatorisch genügt. Mit der „Furcht vor dem Weibe", dem „männlichen Protest" usw. fasst Adler etwas, was psychologisch tatsächlich seine Rolle spielt. So wenig wir jedoch Freud zugeben können, dass dasjenige, was Freud als die Sexualität des Säuglings bezeichnet, bereits schon in ausgebildeter Weise Sexualität ist, wenn natürlich auch die ersten Bedingungen für das, was später Geschlechtstrieb wird, im Säugling auch immer schon gegeben sein müssen, so wenig ist es möglich vom Psychologischen aus zu erklären, weshalb beim Kinde, wo sie ganz aussergewöhnlich früh auftritt, es zur Masturbation kommt. Es liegt hier eine Erscheinung der Frühreife und speziell der sexuellen Frühreife vor, und nervöse Kinder sind eben frühreif. Übrigens, ich will mit dem, was ich hier als „Einwand" gegen Adler bringe, gar nichts präjudizieren. Es liegt in der Natur der Adlerschen Ausführungen, dass sie im ganzen schwer überblickbar sind, wenn auch Adlers Standpunktnahme generell klar genug ist. Es wird immer mit einem speziellen Fall argumentiert, und Adlers Auffassungsweise erscheint nun einem speziellen Fall und einer speziellen psychischen Reaktionsweise gegenüber plausibel oder weniger plausibel. Es liegt in der Natur aller individualpsychologischen Ausführungen, dass sie uns nur bis zu einem bestimmten Punkt führen und die individuelle Reaktionsweise verstehen lassen. Die Furcht vor der Frau setzt den Trieb zur Frau voraus, der

männliche Protest das sich nicht genügend männlich Fühlen, und die aus dem einzelnen Fall gewinnbare generelle Einsicht ist immer in bezug auf den Ausschlag hierhin oder dorthin nur eine ungefähre. Gewisses steht fest z. B., dass ein Individuum sich scheut, dauernd in die Gewalt einer Frau zu kommen, ehescheu ist, frei bleiben will bei starkem Bedürfnis nach der Frau und so etwa zur Untreue disponiert. Oder aber ganz ähnlich, indem beide Sachlagen unter dem Begriff des Unsicherheitsgefühls subsummiert werden, mit Ausschlag nach der anderen Seite, wird das Individuum, weil es eine Frau braucht und sich doch nicht zutraut, sich stets neue zu verschaffen, gerade besonders hartnäckig treu. Hier, in der Aufzeigung, wie dem individuellen So oder So nur in verschiedener Form das „Gleiche" zugrunde liegt, gewährt uns Adler ganz entschiedene Aufklärungen, indem als plausibler Fixpunkt eben die Erhaltung des Selbstgefühls angenommen wird. Im Verzicht auf das Feste ausser in dem einen Punkt der Erhaltung des Selbstgefühls liegt hier das Wertvolle, Richtige. Wenigstens im Prinzip. Wollte man nun Adler kritisieren, so wäre man weitgehend darauf angewiesen auf jeden einzelnen Fall, die Auffassung jeder einzelnen Charakteräusserung eines Individuums einzugehen und zu konstatieren, inwieweit die von Adler gegebene Deutung für uns plausibel ist. Es ist klar, dass dieser Weg kaum gangbar ist, und so muss ich mich denn begnügen wie früher auch hier auszusprechen, dass auf dem Adler'schen Wege psychologisch vieles zu gewinnen ist so lange, wie das leicht geschieht, nicht schematisch verfahren wird. Wieviel im einzelnen Fall gewonnen wird, hängt davon ab, wieweit die psychologische Intuition desjenigen reicht, der auf Grund der generellen Adler'schen Anschauungen es unternimmt Individualpsychologie zu treiben. Die Methode, soweit in diesen Dingen von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, gewährt wie bei jeder Art von „Psychoanalyse" ansich keinerlei Sicherheit.

Meine letzte Bemerkung ist nicht so gemeint, dass sie einen Tadel einschliessen soll. Helmholtz sagt einmal, auch in Gebieten, welche den Grenzen unseres Wissens näher kämen, sei ihm noch mancherlei gelungen. Im Experimentellen und Mathematischen sei er allmählich wie jeder, der viel experimentelle Aufgaben angegriffen habe, ein erfahrener Mann geworden, habe viele Wege und Hilfsmittel gekannt und seine Jugendanlage der geometrischen Anschauung zu einer Art mechanischer Anschauung entwickelt: „ich fühlte gleichsam, wie sich die Drucke und Züge in einer mechanischen Vorrichtung verteilen, was man übrigens bei erfahrenen Mechanikern und Maschinenbauern auch findet". Was so einer mechanischen Vorrichtung gegenüber möglich ist, warum sollte das dem Psychischen, einem Charakter gegenüber nicht auch möglich sein dem entsprechend Begabten und Erfahrenen? Hier wird immer die Hauptsache liegen, das, was am meisten nötig ist. Allerdings, wenn Helmholtz sich die entsprechenden Verhältnisse, wie er betont, dann noch durch „theoretische Analyse" klarmachen und, was er nicht sagt, das intuitiv Geahnte durch das Experiment sicherstellen konnte, ist dies auf unserem Gebiet derart nicht möglich.

Otto Hinrichsen.

Dr. W. Bergmann: Selbstbefreiung aus nervösem Leiden, Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung.

Von den zahlreichen ähnlichen Werken, mit denen der Büchermarkt jetzt überschwemmt wird, unterscheidet sich das Buch Bergmanns durch einen massvollen Ton und eine klare wissenschaftliche Darstellung. Zu bedauern ist, dass der Verf. noch der Hypnose das Wort redet, die aus dem Heilschatz des modernen Psychotherapeuten zu streichen ist. Sie richtet meiner Erfahrung nach mehr Schaden als Nutzen an. Zu bedauern ist ferner, dass der Verf. sich noch nicht alle Errungen-

schaften der modernen Seelenkunde zunutze gemacht hat. Überall zeigen sich Ansätze, die Kräfte des Unbewussten darzustellen .... aber es bleiben nur Ansätze. Der Kranke wird manches vernünftige Wort in den gewandten Darstellungen finden, dem Psychotherapeuten bietet das Buch nur einen Spiegel, in dem sich die moderne Auffassung der Neurosen widerspiegelt. Sie ist noch immer auf dem halben Wege zur Wahrheit stecken geblieben. Stekel.

Dr. Trigant Burrow, Assistent für Psychiatrie am Johns Hopkins Hospital, Baltimore. Charakter und Neurose. (The Psychoanalyticc Rewiew, Februar 1914.)

Die amerikanischen Psychoanalytiker sind wacker an der Arbeit. Die neue Zeitschrift beweist schon durch ihren Untertitel: A Journal devoted to an unterstanding of human conduct (eine dem Verständnis des menschlichen Benehmens gewidmete Zeitschrift), wie das Vers'ändnis der amerikanischen Schule ist. Der Originalartikel Dr. Burrows, der hauptsächlich die These aufstellt, dass der Mechanismus der Unterdrückung wesentlich eine soziale Reaktion sei und dass der neurotische Charakter ein organisch-moralischer Charakter sei, ist sehr interessant und beachtenswert.

Wenn wir die Empfindungen, die Interessen und die seelischen Eigenschaften, mit einem Worte die Persönlichkeit des Individuums betrachten, das sich in die Barrièren jenes Verteidigungssystems zurückgezogen hat, das wir als die Neurose bezeichnen, so finden wir gewisse charakterologische Tendenzen, die in interessantem Zusammenhang zu jenem zentralen Faktor stehen, welchen das Grundprinzip der Freud'schen Psychologie als Basis in der Erzeugung von neurotischen Störungen auffasst — nämlich den Faktor eines inherenten geistigen Konfliktes. Denn dieser Faktor einer anhaftenden inneren Unruhe, eines durch unversöhnliche Gegensätze hin- und hergetriebenen Geistes bleibe die Basis der Neurose. Alle Ausdrücke, wie Nervosität, nervöse Störungen usw. enthalten ja die Idee des Ungenügens, der schlechten Anpassung, der Rastlosigkeit, und sie alle lassen sich auf die Idee eines geistigen Konfliktes, einer inneren psychischen Disharmonie zurückführen. Die Psychoanalyse habe gezeigt, dass der Konflikt zwischen organischen Wünschen und kulturellem Streben gegeben sei. Der elementare biologische Impuls nach unmittelbarer erotischer Genugtuung werde zurückgestossen durch die unterdrückenden inhibitorischen Tendenzen des kollektiven sozialen Bewusstsein und wahrscheinlich sei der Hauptansporn zur Entwicklung des sozialen Bewusstseins aus diesem primären Konflikt entsprungen, aus diesem grundsätzlichen Interessengegensatz zwischen biologisch verwandten Elementen. Wo immer ein solcher Interessenkonflikt, wie z. B. zwischen Eltern und Kindern, entstand, siegten die Forderungen des Stärkeren über die des Schwächeren und in dem Prozess der sozialen Entwicklung wurde die Wunscherfüllung des Kindes immer mehr verkürzt und ausgeschaltet. Der Autor glaubt, dass dieser primäre soziale Mechanismus, wonach die elementaren, egoistischen Forderungen im scharfen Konflikt zur äusseren Welt der Wirklichkeit und der sozialen Forderungen gebracht wurden, im Individuum die primäre Empfindung für die soziale Beziehung schuf. Der Konflikt zwischen dem eigenen Ich und den anderen stärkeren Ichs war ein ungleicher. Das Individuum wurde durch die Umstände zur Nachgiebigkeit an die grösseren sozialen Forderungen gezwungen. Mit der weiteren Entwicklung des Bewusstseins wurde die soziale Prohibition immer mehr und mehr rationalisiert und auf diese Weise wurde das Kind durch bewusste Empfindungen beeinflusst. Die primären moralischen Reaktionen entstanden demnach aus der Reibung zwischen dem frühen egoistischen und den sozialen Forderungen. Eine Differentiation trat ein, indem sich allmählich Hindernisse geltend machten, die dem Nichtich eine grössere Rolle einräumten und so wurde der objektive Faktor der Erfahrung eingeführt. Der

Autor sucht auf diese Weise die biologische Genese des grundlegenden Faktors der Unterdrückung aufzudecken. Denn da das soziale Bewusstsein seinen Stimulus dem peinlichen Kontrast zwischen dem autosozialen und den heterosozialen Forderungen verdankt, die aus den Einschränkungen entspringen, welche dem Individuum durch die Forderungen der Gruppe auferlegt werden, da ferner das soziale Bewusstsein aus der moralischen Gegenwirkung zwischen inneren und äusseren, egoistischen und sozialen, unbewussten und bewussten biologischen Tendenzen entspringt, sei der Schluss zu ziehen, dass der Faktor der Unterdrückung, wodurch dieser Konflikt verwirklicht wird, mit dem sozialen Bewusstsein zugleich auftrete.

Danach wäre der Mechanismus der Unterdrückung wesentlich eine soziale Reaktion und diese primäre soziale Reaktion trete schon frühzeitig als moralische Reaktion auf. Denn das moralische Empfinden sei bloss ein Spross des sozialen Bewusstseins. Die Unterdrückung sei daher biologisch eine moralische Reaktion.

Bei Behandlung der Reaktion der Unterdrückung habe man es daher mit einer moralischen Reaktion zu tun. Und dies trete bei der Behandlung der an Neurose leidenden Patienten hervor. Ob es sich um obsessionale Zustände handle, um Hysterie, um Angstzustände, um Neurasthenie, am Grunde der Neurose liege immer ein moralisches Drängen. Dieses richtet sich unfehlbar gegen die Zulassung primärer egoistischer, organischer, unbewusster sexueller Tendenzen. Wie wir durch die Psychoanalyse wissen, meint der Autor, bilden die verschiedenen Neurosen nur verschiedene Äusserungen eines fundamentalen Bemühens, zu entrinnen, aber der entsprechende Ansporn sei in jedem Falle auf eine primäre biologische Intuition von Recht und Unrecht begründet. Die Neurose ist demnach eine biologisch-moralische Integration. Daher stellt Dr. Burrow die These auf, dass der neurotische Charakter ein organisch-moralischer Charakter sei. Die unbewusste Unterdrückung ist ökonomisch nicht weise, sie ist wesentlich nihilistisch und führt zur unvermeidlichen Vernichtung. Trotzdem verrät die Anwesenheit dieses inherenten moralischen Elementes im Organismus eine charakteristisch charakterologische Tendenz, die für einen sozialen Körper von ökonomischer Bedeutung werden kann. Die wesentlich moralisehe Situation, wie wir sie in den Neurosen finden, sei der herrschende Zug in den entsprechenden Störungen. Der moralische Charakter, den der neurotische Patient durchzumachen hat, ist offenbar. Aber daneben gäbe es gewisse charakteristische Züge, die in interessanter Weise mit dieser elementaren Reaktion und mit den weiteren Faktoren verwandt seien, die Freud als ursprünglich wirkend in der Produktion der Neurose angenommen habe. Der Autor will die auf Verwandtschaft der bisher behandelten Zusammenhänge nicht näher eingehen, sondern nur die allgemeine sozialen und ethischen Empfindungen und Tendenzen betrachten, die mit den ursprünglichen biologisch-moralischen und sozialen Reaktionen verwandt scheinen, in denen die Neurose ihre Wurzel hat.

Ein häufig vorkommender Typus illustriert die entsprechenden charakteristischen Seiten, wie wir sie in der Neurose kennen lernen, sehr gut. Am Patienten dieses Typus fällt auf eine gewisse kindliche Einfältigkeit, ein Mangel an Selbstvertrauen kombiniert mit der Geneigtheit, die Bedeutung der anderen Menschen zu übertreiben, Dieser Patient zeigt Zweifel und Misstrauen sich selbst und allen seinem Tun gegenüber, er hat dagegen die Neigung, die Leistung der anderen zu überschätzen. Er leidet an der Furcht, missverstanden zu werden und auf die Personen seiner Umgebung einen ungünstigen Eindruck zu machen. Besonders schüchtern ist er gegen Personen, die eine autoritäre Stellung einnehmen, da er unbewusst sie in strengen Kontrast zu sich selbst setzt und in ihnen das unbewusste Bild des Vaters reinkarniert. Der neurotische Patient besitzt eine freundliche liebenswürdige Natur. In seinen

Affektionen ist er beständig, denn er trägt in seinem Inneren stets das Bild der vollständigen infantilen Liebe mit sich herum und seine Natur ist auf eine inherente Ehrlichkeit gestützt. Und weil er durch seine frühzeitige unbewusste infantile Entsagung gelitten hat, ist seine Natur so milde und verfeinert. Hier ist zum Teil die Erklärung für die Liebe des Neurotikers zur Schönheit zu finden, besonders für jene Art von Schönheit, die natürlich und einfach ist. Als weitere Folge der Introversion des Neurotikers und der Tatsache, dass er seine Interessen und seine Libido nach innen drängen muss, erwirbt das Individuum die geistige Gewohnheit, in steter Beziehung zur eigenen Person zu legen. Infolgedessen ist ein neurotischer Patient stets hervorragend intuitiv und psychologisch, das heisst, er besitzt eine hervorragende Fähigkeit, sich in die innere Lage eines anderen Menschen zu versetzen. Er wird mehr durch intuitive Wahrnehmung geleitet, als durch intellektuelle Deduktion.

Er hält stets an den unbewussten Phantasien des primären Ich fest und infolgedessen wird dem Neurotiker die Wirklichkeit zu einer gespenstischen Sache, So entfernt vom primären Mutterkomplex eine solche charakterologische Reaktion auch erscheinen möge, ist doch ihr biologischer Ursprung in dem konkreten Beispiel, wie sie die Analyse liefert, unfehlbar nachgewiesen. Ein Patient zum Beispiel, der die neurotische Charakterologie sehr gut illustriert, — er ist im Innern ein Freund der Metaphysik und der spekulativen Philosophie, nach aussen dagegen ein harter, verschlagener, stets mit der Realität rechnender grosser Geschäftsmann — erinnert sich, wie er in seinem frühesten Kindesalter eine besondere Freude daran hatte, sich die philosophische Kondition durch das vollständige Aufhören des Fliessens darzustellen; und das kam zum Ausdruck, dass er die Sehnsucht hatte, in die ruhigen Wässer einer verborgenen Höhle einzudringen — und diese Phantasie kam in einem Traumbild zum Ausdruck, in dem die gleiche Wunscherfüllung, die Rückkehr zum Schlaf im Mutterleibe analog symbolisiert war. Der Neurotiker ist mehr phantasiebegabt, mehr philosophisch-künstlerisch interpretativ angelegt, als literarisch, methodisch, kritisch, mechanisch und deduktiv. Ihm fehlt die wissenschaftliche Kapazität, dagegen verfügt er über eine raschere philosophische Einsicht.

Es liesse sich sehr viel über diese Charakterologie reden, aber die Frage vom vitalen Interesse ist der Einfluss, den diese ganze Charakterreaktion auf das praktische Problem der schliesslichen Rehabilitation des Patienten ausübt.

Wir haben gesehen, dass am Grunde des neurotischen Charakters die Empfindung der Verpflichtung liegt, das moralische Gefühl oder die Liebe zur Wahrheit, wie sie durch die organische Unterdrückung natürlicher Wünsche eingepflanzt wird, mit all dem Leiden, das dadurch über dem Menschen kommt und zwar infolge des wenn auch unbewussten und blinden Gehorsams gegenüber dem organischen Gesetz, wie es durch die biologische soziale Prohibition dekretiert wird. Indem also ein wesentlich moralischer und sozialer Mechanismus am Grunde der charakterologischen Reaktion liegt, wie sie in den Neurosen gegeben ist, müsste die logische Anpassung für den neurotischen Patienten in der Richtung jener Interessen liegen, welche die Ausübung der Fähigkeiten ermöglichen, die den höchsten moralischen und sozialen Zwecken dienen.

Der Autor gelangt daher zu der Anschauung, dass die Psychoanalyse begleitet sein müsste von reedukativen Einflüssen, die in den Patienten ein effektives Interesse an jenen sozialen und erzieherischen Problemen fördern müssten, von denen das Glück des sozialen Gemeinwesens abhängt. Die neurotischen Männer und Frauen, die von Natur aus mit der Liebe zur Wahrheit, mit der Achtung fürs Gesetz, mit der Sympathie für Nebenmenschen und mit einer ehrfürchtigen Empfiudung für den Wert des Lebens begabt sind, sind mehr als alle anderen geeignet zur hohen Aufgabe, die Menschen zu belehren und ihnen zu dienen.

Mehr als sonst jemand ist der neurotische Patient, der die organischen Wahrheiten des Lebens an sich selbst erfahren und der eingesehen hat, dass seine eigene Neurose in der Unterdrückung der elementaren Wahrheit beruhte, der weiss, dass sein eigener geistiger Konflikt aus der unbewussten Anpassung an die moralischen und sozialen Hemmungen entsprang, geeignet, Anteil an den meralischen und sozialen Problemen des Gemeinwesens zu nehmen, denn durch seine Analyse hat er die Wahrheit, die in ihm ist, akzeptiert und durch den Mut, der aus einem grossen moralischen Konflikt entsprungen ist, ist er gerüstet, ihn zum Ausdruck zu bringen. J. S.

Prof. Knight Dunlap von der Johns Hopkins Universität: The pragmatic advantage of Freudoanalysis (A Criticism). (The Psychoanalytic Review Nr. 2.)

Die Kritik Professor Dunlaps knüpft an den bekannten Bericht Morton Princes über die Heilung der Glockenphobie[1]) an. Die Analyse dieses Falles, meint der Autor, mache aus zwei Gründen besonderen Eindruck. Auf der einen Seite falle die Geschicklichkeit auf, mit der die Analyse und die Kur durchgeführt wurde, auf der anderen Seite die Schwierigkeit, derartige Fälle zu behandeln. Man wird so zum Gedanken geführt, wie es wohl der Patientin ergangen wäre, wenn sie in weniger kompetente Hände gefallen wäre. Gewiss gehe der wirklich Sachverständige rasch und sicher auf den Grund der Dinge los, aber derartige Sachverständige sind schliesslich ziemlich selten und wenn solche Fälle die Aufdeckung der wirklich störenden Assoziationen erfordern, müsste ein bedauerlich grosser Teil von ihnen nie heilungsfähig sein.

Der scheinbare Erfolg jener Praktiker, die in solchen Fällen auf Grundlage der bereits ganz konventionell gewordenen sexuellen Interpretation der Freud-schen Schule vorgehen, legt die Möglichkeit nahe, dass Kuren ohne die Aufdeckung der wirklichen Ursachen der Störung durchgeführt werden könnten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es in einem solchen Falle allein auf eine Sache ankommt, nämlich die Assoziation — oder die neurotische Gewohnheit — zu zerreissen. Gewiss kann die vollständig durchgeführte Psychoanalyse die Mittel zur Zerreissung solcher Komplexe bieten; aber ihre Trennung mag vielleicht auch auf andere Weise möglich sein.

Wenn man es mit einem stark verschanzten Feind zu tun hat, kann man die genaue Stärke und Lage seiner Befestigungen herausfinden und ihn aus diesen vertreiben; es mag aber vielleicht leichter sein, ihm die Zufuhr abzuschneiden und ihn auszuhungern. Dieses letztere Verfahren wird anscheinend von den Freud-Schülern befolgt.

Die offenbare Interpretation der Freud'schen Analyse würde im Falle der Patientin Dr. Princes die gewesen sein, dass sie an einem infantilen Komplex litt, der sich auf ihren Vater bezog. Die Mitteilung einer solchen Interpretation an den Patienten würde gewiss nicht gut sein, denn sie würde einer solchen Annahme den schärfsten Widerstand entgegensetzen; aber durch eine kluge — und lange — Be-

---

[1]) Dieser Fall wurde im Zentralblatt III. Band, Seite 298 ausführlich besprochen.

Der Fall ist im Journal of Abnormal Psychology, 1913, VIII, 228—242 publiziert worden. Es handelte sich um eine Frau, die anscheinend an einer Phobie im Zusammenhang mit Kirchtürmen und Glockentürmen litt. Doktor Prince wollte sich mit der naheliegenden leichten Freud'schen Interpretation, nach welcher in diesem Falle die Türme phallische Symbole gewesen wären, nicht begnügen und fand bei tiefergehender Analyse, dass die Angstneurose nur indirekt sich auf Türme, aber direkt sich auf Kirchenglocken bezog und auf Umstände zurückging, die mit dem Tode der Mutter der Patientin zusammenhingen.

handlung könnte sie dahin geführt werden, die Entdeckung selbst (!) zu machen, und zwar ganz allmählich und so umständlich, dass sie gegen die vollständige Akzeptierung keinen Widerstand aufbringen würde. Durch verlängerte Behandlung wird die Idee des Komplexes in ein kräftiges Entwicklungsstadium gebracht und eine feste Assoziation zwischen ihm und der störenden emotiven Reaktion hergestellt. Diese neue Assoziation untergräbt allmählich das Leben der älteren assoziativen Verbindung der Reaktion und ermöglicht die schliessliche Beseitigung der alten Assoziation. Ist dann der Arzt imstande die neue Assoziation zu zerstören, so ist die Patientin geheilt, und zwar ohne die Aufdeckung der ursprünglichen Assoziation.

Die Hauptbedingungen für eine glückliche Freud'sche Analyse wären demnach die folgenden:

1. Die neue Assoziation muss durch eine relativ lange Zeitperiode entwickelt werden, damit sie genügend stark werden und die ursprüngliche Assoziation unterminieren kann. Tatsächlich erfordert eine erfolgreiche Freud'sche Behandlung viele Monate.

2. Die neuen Assoziationen dürfen der Patientin nicht aufgedrängt werden, sondern sie muss sie langsam und geschickt selbst entdecken (!).

3. Die ausgewählten Assoziationen müssen derartige sein, dass sie durch fast jeden Inhalt des Bewusstseins der Patientin suggeriert werden, wodurch die Aufdeckung leicht gemacht wird; und sie müssen ein starkes natürliches Interesse ins Spiel bringen, damit die Akzeptierung der Idee und das rapide Wachstum der Assoziation erleichtert werde. Sexuelle Dinge erfüllen diese Anforderungen vortrefflich. Durch die organische Rückstrahlung und die Fortdauer solcher Ideen können Assoziationen mit beliebigen anderen Inhalten leicht hergestellt werden. Es gibt absolut nichts im Universum, das nicht leicht in ein sexuelles Symbol verwandelt werden könnte. Zur Illustrierung dieser Tatsache hat Dunlap Fragmente aus der Literatur herausgerissen und sie mechanisch in ein wüstes Material übersetzt, das charakteristisch Freudisch wäre. Die Reime der Kinderlieder wären dann ohne weiteres Vorbilder für diesen Typus der Pornographie. Weiters können alle natürlichen und künstlichen Objekte in Freudische Symbole verwandelt werden. Nach Freudschen Prinzipien könnten wir erklären, warum die Bäume die Wurzeln in der Erde haben — warum wir mit Federn schreiben — warum wir einen Liter Wein in eine Flasche füllen und ihn nicht wie ein Stück Fleisch auf einen Haken hängen usw.

Kurz, sexuelle Assoziationen sind für die Zwecke der Freudschen Analyse ausgezeichnet brauchbar. Wenn der Analytiker über Geduld und Geschick verfügt und solche Mittel zur Verfügung hat, so ist es in vielen Fällen ganz überflüssig, die Ursache der psychoneurotischen Umstände zu bestimmen, wenn es sich um deren Heilung handelt. Nur von diesem pragmatischen Gesichtspunkte kann man annehmen, dass die Freudsche Analyse einen Vorteil gegenüber den mehr wissenschaftlichen Methoden, wie sie von Prince befolgt werden, besitze.

Damit die Darstellung absolut keinen Zweifel über den Ernst seines Gedankens lasse, will der Autor die Dinge in einer unzweideutigen Form aussprechen.

Die Behandlung nach der Freudschen Analyse mag in manchen Fällen die wirklichen Assoziationen treffen und ausrotten, aus denen die Störungen des Patienten erwachsen sind; aber in den meisten Fällen besteht der Mechanismus der glücklichen Behandlung nur darin, dass der ursprüngliche nicht aufgedeckte Komplex durch einen neuen pathologischen Komplex ersetzt wird. Dies allein sollte klarmachen, dass Kuren infolge Freudscher Behandlung nicht bewertet werden können als Beweise zur Unterstützung der Freudschen Dogmen.

Die Ratsamkeit der substitutionellen Therapie, — ausser wenn es sich um ein letztes Auskunftsmittel handelt — ist jedoch zweifelhaft. Wohl möglich, dass eine solche Behandlung in so vielen Fällen erfolgreich sei, dass sie hinreichend gerechtfertigt erscheint. Auf der anderen Seite aber kommen zwei Möglichkeiten in Betracht: erstens, dass der durch die Freudsche Analyse geschaffene Komplex nicht den ursprünglichen Komplex verdränge, zweitens, dass der Analytiker nicht imstande sei, den Komplex, den er geschaffen hat, zu zerstören. — Und diese letztere Möglichkeit birgt grosse Gefahren in sich.

„Zum Schluss möchte ich sagen, dass ich auch eine strenge Kritik würdige, wenn sie wirklich auf die zur Diskusion stehende Frage abzielt. Aber ich kann nicht jene Kritik ernst nehmen, die so häufig von den Freud-Schülern erhoben wird: „Sie kennen die Dinge nicht; wir, die wir sie studiert haben, wir kennen sie und sind nicht imstand mit ihnen zu diskutieren, weil Sie sie nicht kennen." Ich könnte vielleicht hinzufügen, mir ist schon gesagt worden, dass die vorausgegangene Darlegung eine interessante Enthüllung meiner eigenen Komplexe sei". J. S.

Willy Mayer: Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle. Zeitschrift für Pathopsychologie, II. Band, 4. Heft.

Die Studie Mayers über die abnormen Glücksgefühle, die sich der Psychoanalyse enthält, ist eine sehr interessante und genaue Schilderung und Festlegung gewisser abnormer Gefühle. Er unterscheidet zwischen dem Glücksrausch und dem Glücksaffekt. Beim Glücksrausch ist etwa an die Empfindungen der Mystiker zu denken und der Autor knüpft an eine bedeutsame Stelle aus Heinrich Suso an. Die Gegenstände und alle Fragen des Gegenstandsbewusstseins verschwinden: „Vergessen seiner selbst und aller Dinge". Was an ihre Stelle kommt, wird bildlich als ein glanzreicher Widerschein, als ein Sehen und Hören, was formlos und weiselos ist und doch aller Formen und Weisen freudenreiche Lust in sich hat umschrieben. Diese Metafer von der inneren Helle, die sich in fast allen Schilderungen des Glücksrausches findet, ist ebenso wie die oft verwandte Bezeichnung „Süssigkeit" von ähnlichen Gefühlserlebnissen in gegenständlicher Einstellung entnommen. Im Bewusstsein ist nichts von äusserer oder innerer Bewegung, Abschluss von der Welt ist das alleinige Gefühl des Glücksberauschten. Trotzdem aber wohnt dem Gefühl im Glücksrausche eine Bewegungstendenz inne, nicht mit dem strebenden Ich nach aussen, sondern gegen das aktuelle Ich gerichtet, es gefährdend, zur Aufgabe seiner selbst drängend. Hier sei zu beobachten, was Geiger im Zusammenhang derartiger Erlebnisse zuerst aufwies, dass nämlich dieses Sichverlieren des Ich im Gefühl mit dem Phänomen der Vereinigung von Ich und Gegenstand nahe verwandt ist. Geiger hat gezeigt, wie solche Erlebnisse der Auflösung und ebenso der Ausweitung des Ich bei der einfühlenden Einstellung auf Kunstwerke aus der Vereinigung der aus der Spontanität des Ich stammenden Stimmung mit dem Stimmungscharakter des Gegenstandes hervorgehen können. Der Glücksrausch aber ist gegenstandslos: und so eint sich das Ich, wenn es sich ihm hingibt, mit etwas ganz allgemeinem, mit Gott, mit dem All. Der Autor zitiert verschiedene Schilderungen entsprechender Gefühle. Das eine zeigt die Züge der das Ich tragenden Gefühlsfülle und der Ichhingabe an sie, wenn auch mehr an der Oberfläche der Persönlichkeit sich haltend. Es wird noch ausdrücklich auf die Gefühlsfärbung der umgebenden Situation aus der Ursache des Einklangs hingewiesen, während andere Schilderungen nichts neben dem Rausch des allumfassenden Gefühls und der Auflösung des selbst darin wiedergeben. Man ist damit sehr nahe der Ichaufgabe der echten Extase gerückt — entsprechendes Material ist am besten in den exatischen Konfessionen Bubers zu finden. Was den Bewustseinszustand anlagt, so muss die eigenartige Hingabe an

das Innenleben im Glücksrausch nicht als ein normales Bewusstsein bezeichnet werden; andererseits aber ist das Erleben ein durchaus hellbewusstes klares und in der Erinnerung lebendiges. Einmal ist unter klarem Bewusstsein die geistige Einstellung verstanden, welche zweckbewusst auffasst, urteilt und handelt, also daher apperzipiert. In diesem Sinne ist der Glücksrausch ein Vorgang bei abnormem, zumindest verändertem Bewusstsein. Bezeichnet man dagegen als klares Bewusstsein die Teilnahme des ganzen psychischen Ich an dem Erleben, ohne dessen rationale Wertung, so handelt es sich um einen Zustand klarsten Bewusstseins. Die Körperempfindungen wirken scheinbar überhaupt nicht irgendwie fundierend in dem Gefühl, sie sind ihm entgegen, feindlich gerichtet. „Der Leib war zu schwach diesen Glanz zu ertragen. Da bat ich und sagte: Herr nicht mehr oder ich muss zerbersten!" (aus einer Schilderung des Wiedertäufers Hemme Hayen. Im Glücksrausch wird das Ich vom allmächtigen Gefühl in seinem Bestande bedroht und sie worden auch mit dem Tode in Verbindung gebracht (Suso) wie auch in der Schilderung Finneys: „Jene Wogen der Liebe überfluteten mich, dass ich ausrief: Ich sterbe, wenn sie sich noch länger über mich ergiessen."

Mayer fasst die Charakteristika des Glücksrausches folgendermassen zusammen.

1. Der Glücksrausch ist charakterisiert durch ein Gefühl, das das Bewusstsein in möglichst grossem Umfang an sich zu reissen sucht.

2. Dies Gefühl ist in reiner Innenkonzentration (nach der Bezeichnung Geigers) erlebt, d. h. es ist frei von jeder Tendenz zur Vergegenständlichung.

3. Das Gefühl ist ferner frei von jeder Bewegung nach aussen im Sinne eines Impulses oder einer Strebung. Es hat eine stillstehende, ruhige Eigenart.

4. Das Gefühl hat die Tendenz das Ich in sich aufzulösen, es zur Hingabe an sich zu bringen, während das Ich sich mehr oder weniger zu dieser Auflösung im Gefühl bereit zeigt. Dieses Sichverlieren an das Gefühl steht in nächster Beziehung zu den Erlebnissen der Ausweitung des Ich und des Einsseins des Ich mit Gegenständen.

5. Den Bewusstseinszustand im Glücksrausch wird man je nach der Definition de Bewusstseinsklarheit als einen getrübten, im Vergleich zur apperzeptiven Geisteshaltung, als einen klaren, nach Massgabe der Fülle seiner Lebendigkeit und Erinnerungsfähigkeit bezeichnen.

6. Die Körperempfindungen geben im Glücksrausch durch ihre eigenartige Qualität dem in seiner Existenz bedrohten Ich die Farbe.

„Ein namenloses Entzücken und Dankbarkeit nahmen in meinen Herzen Platz (entnommen der von Engelken veröffentlichten Selbstschilderung) . . . . . ich war unbeschreiblich heiter . . . . . Mein Zustand war damals beneidenswert, so hatte ich ihn mir immer gewünscht: Welt und Menschen lachten mich an, ich verlangte sehr nach Tätigkeit, um aufs Neue anzufangen zu leben. Ich hatte das Bedürfnis die ganze Welt durch eigene Aufopferung zu beglücken . . . . . Wunderschön erschienen mit die Menschen hier . . . . . — —" Diese Schilderung offenbart ein völlig anderes Glückserlebnis. Hier handelt es sich um den Glücksaffekt. Auch hier lebt der Schilderer in dem Gefühl, aber es findet sich zugleich eine Tendenz des Gefühls, die Erlebensseite zu verlassen und sich auf die gegenständlichen Bewusstseinsteile auszubreiten. Dadurch entsteht nun nicht etwa ein Gefühl, das in Aussenkonzentration erlebt wird, sondern im Abglanz des in zuständlicher Einstellung erlebten Gefühls erscheinen die Gefühlstöne der Gegenstände. Die Stimmungsfarbe ergiesst sich wahllos auf alle Gegenstände („meine Pferde und Schweine und jedermann wurde verwandelt", zitiert von Starbuck). Aber im Gegensatz zu dem Glücksrausch, der nur Begriffe, wie Gott, Universum und so weiter und diese auch

in anderer Form einbezieht, werden jetzt die konkreten Dinge Träger der Gefühlstöne des Glücksgefühls. Die Gegenstände erscheinen verwandelt, sie sind verschönert, verklärt, von einem Glorienschein umgeben, oder dem Licht, der Luft um sie wird die beglückende verklärende Wirkung zugeschrieben. Die Menschen erscheinen sympatisch und besser. In anderen Schilderungen handelt es sich nicht mehr um das sich über alle Gegenstände ergiessende Glücksgefühl, sondern es liegt ein differenzierteres spezielles Glücksgefühl vor, das in besonderer Weise mit einem Gedankenbilde verknüpft ist — wir haben Glücksgefühle als Ahnungsgefühle vor uns. Die Farbe des Gefühls, die wir auf die Gegenstände der äusseren Welt haben ausstrahlen sehen, ergiesst sich auch auf die Seele des Glücklichen: „es war als winde sich mit jeder Minute der Geist mehr los aus seinen Banden usw. . . . . Es begann ein ganz neues himmlisches Leben in mir." Und ganz im Gegensatz zu dem Glücksrausch, der mit seinem Gefühl das ganze Bewusstsein zu erfüllen trachtet, das alle seelischen Kräfte aufsaugt, macht das hier beschriebene Glücksgefühl neue Strebungen und Wollungen frei („meine Ideen häuften sich . . . ich verlangte nach Tätigkeit") („er machte Kraftübungen mit Stühlen, er dachte an alles"). Dem Glücksgefühl wohnt ein Drang zur Aktivität inne, der in der Richtung der Strebung wirkt, wie umgekehrt diese ganze innere Bewegung aus dem Gefühl herzukommen scheint. Dieses ist die Triebfeder des Strebens, das seinerseits, indem es strebt, es als Kraftquelle verbraucht. An der Hand sehr interessanter Zitate aus Gerard de Nerval und aus den „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken" dringt Mayer immer tiefer in die Schilderung dieser Zustände ein. Ausser dem Strom, der vom Gefühl zur Strebung, sie gleichsam speisend, hinläuft, saugt das Gefühl aus der Strebung, besonders aber aus ihrer Verwirklichung, neue Kraft. Diese zweifache Verwicklung von Gefühl und Strebung stellt die Fähigkeitsgefühle auch phänomonologisch in Parallele zu den ihnen entsprechenden Insuffizienzgefühlen, wo die auf ihrem Gefühlsanteil fundierte Hemmung wieder rückläufig dem Gefühl neue Nahrung gibt. Wir haben hier die Eigenart eines auf einem Glücksgefühl fundierten Fähigkeitsgefühles zu betrachten, das sich durch die besondere darin enthaltene Fähigkeit auszeichnet. Die Strebung, richtiger die Tätigkeit darin ist ein irgendwie geartetes Erkennen. Es handelt sich um den komplizierten Vorgang, den man als Gefühl des Klarsehens bezeichnen kann. „Es folgte eine intellektuelle Erleuchtung". Um Klarheit zu gewinnen, muss man sich dem Charakter der Passivität, der dem Erkennen eigentümlich ist, vergegenwärtigen. In ganz ausgeprägtem Masse ist die Erleuchtung des Klarsehenden ein solch passiver Erkennungsvorgang. Sie wird mit dem Geschenk des Angenlichts an einen Blinden verglichen. Und das Gefühl des Klarsehens enthält ein Glücksgefühl. In ausführlicheren Schilderungen wird aber deutlich, dass sich das Glücksgefühl dem nähert, was wir als Bestandteil des Glücksrausches kennen gelernt haben.

Während im Glücksrausch sich das Ich dem Gefühl hingibt, behauptet sich das Ich im Glücksaffekt. Das bedeutet nicht, dass es dem Gefühl irgendwie gegenüberstände. Es lebt vollständig in dem Gefühl und fühlt sich durch dasselbe in einen neuen Daseinszustand versetzt. Man spricht von dem gehobenen Selbstbewusstsein solcher Zustände. Es ist nun die Frage aufzuwerfen, die beim Glücksrausch keinen Sinn hatte: Ist der Glücksaffekt notwendig im Zentrum des Ich verankert, oder kann er auch mehr von der Oberfläche des Ich ausgehen? Tatsächlich schliesst schon unsere Bezeichnung Glücksgefühl die zweite Möglichkeit aus. Den Bewusstseinszustand in diesem Affekt wird man als klar bezeichnen, sowohl seiner Lebendigkeit und Erinnerungsfrische nach, wie im Hinblick auf die Auffassung der Umgebung. Es ist nur zu beachten, ob nicht die Färbung der Umwelt durch die Gefühlscharaktere als Kennzeichen eines abnormen Bewusstseinszustandes heranzuziehen ist. Jedenfalls haben wir in dieser Erscheinung einen der Faktoren zu sehen, die die ihrer

eigentlichen Natur nach wenig bekannte Bewusstseinstrübung in Affekten mitbedingen.

Als Ergebnis jener Untersuchungen stellt der Autor die aufgezeigten Merkmale des Glücksaffekten denen des Glücksrausches gegenüber:

Das Gefühl im Glücksrausch wird in Innenkonzentration erlebt, es hat das Bestreben das ganze Bewusstsein zu erfüllen, alle anderen psychischen Inhalte daraus zu verdrängen.

Phänomene des Gegenstandsbewusstseins finden daher in der Seele des Glücksberauschten keinen Platz. Der Glücksrausch ist frei von jeder inneren Bewegung, sein Gefühl ist von stillstehender, ruhiger Eigenart. Das Gefühl im Glücksrausch hat die Tendenz das Ich in sich aufzulösen, während das Ich entsprechend zur Hingabe an das Gefühl neigt.

Das Bewusstsein im Glücksrausch ist ein klares durch die Lebendigkeit und Erinnerungsfähigkeit des Erlebten, ein getrübtes durch den Unterschied von der apperzeptiven Haltung gegenüber der Aussenwelt.

Die Körperempfindungen des Glücksrausches betonen durch ihre Unlustqualität die Gefährdung der Existenz des Ich.

Das Gefühl im Glücksaffekt wird in Innenkonzentration erlebt. Es strebt danach, alle psychischen Inhalte mit seinem Gefühlston zu färben.

Der Gefühlscharakter des Glücksaffekts strahlt auf die Gegenstände aus, ohne dass das Gefühlerlebnis in Aussenkonzentration übergeht. Die Gefühlscharaktere gehen Verbände mit Bewusstheiten zu Ahnungen ein.

Der Glücksaffekt enthält Strebungen, mit denen sein Gefühl Verbindungen von der Form eines Fähigkeitsgefühls eingeht. Für den Glücksaffekt ist eine starke, selbstsichere Behauptung des Ich charakteristisch.

Das Bewusstsein im Glücksaffekt ist klar durch Lebendigkeit, Erinnerungsfähigkeit und apperzeptive Haltung, es ist abnorm in bezug auf die Störung der Apperzeption durch die Gefühlscharaktere.

Die Körperempfindungen geben der Gefühlsfarbe des Glücksaffektes sinnliche Frische uud betonen die Ichbehauptung im Glücksaffekt.

Bei der Analyse der beiden Erlebnisse wurde es nötig, einigen Zusammenhängen nachzugehen und einige Begriffe abzugrenzen:

1. Wir konnten auf die Mitwirkung von Gefühlen bei ekstaseartigen Ichphänomenen hinweisen.

2. Als Ahnung stellten wir ein noch näher zu untersuchendes Gefühls-Gedanken-Erlebnis heraus, das sich durch eine eigenartige Verbindungsweise seiner beiden Teile auszeichnet.

3. Die Verbindung eines Gefühls mit einer Strebung nannten wie Fähigkeitsgefühl, wenn das Gefühl nicht nur die Triebfeder der Strebung ist, sondern sich auch aus ihr wieder erneut.

4. Das Gefühl des Klarsehens ist seiner Struktur nach ein Fähigkeitsgefühl sein Gefühlsbestandteil ist dem des Glücksrausches ähnlich. J. S.

A. Z. Storfer: Marias jungfräuliche Mutterschaft (Ein völkerpsychologisches Fragment über Sexualsymbolik). Berlin. Hermann Barsdorf 1914.

Ein Fragment nennt der Autor sein Werk mit jener Bescheidenheit, die den gründlichen Kenner eines Gebietes auszuzeichnen pflegt; und ein solcher Kenner der Mythen und Sagen der alten Völker ist A. J. Storfer. Dem

Buche kommt bei der ausserordentlichen Rolle, die das Dogma von der Jungfräulichkeit Marias im Geistesleben der Völker Europas gespielt hat, eine hohe Bedeutung zu und die analytische Arbeit des Verfassers ist auf der Höhe dieser Aufgabe geblieben. Sie ist besonders klar durchdacht und dargestellt. Dem Dogma von der unbefleckten Empfängnis des Heilandes ist sowohl vom freisinnigen Protestantismus wie vom militanden Freidenkertum oft arg zugesetzt worden. Der Rationalismus übersieht gewöhnlich, dass die kirchliche Doktrin nicht Ursache, sondern bloss eine sekundäre Erscheinung ist und dass die allgemeine Menschlichkeit des Motives über historisch-geographisch-kulturelle Isoliertheiten hinausragt. Der Mythus von der jungfräulichen Mutter ist ein wichtiges Glied im Gewebe jener tieferen Religion, die nicht aus Offenbarungen, Konzilbeschlüssen und Hirtenbriefen herauswächst, sondern im Völkerpsychischen, in letzter Hinsicht also im Seelenleben des Menschen schlechthin wurzelt und bisher eher nur von unten heraus den niedrigsten Äusserungen (wie es beispielsweise der Aberglaube ist) zu begreifen ist, als nur aus dem offiziell zurechtgelegten kirchlichen Bekenntnis. Es hiesse aber die Funktion des sozialen Religionsverbandes im völkerpsychischen Haushalte überschätzen, fügte man nicht hinzu, dass im wesentlichen auch der hierarchisch modifizierte Religionsgehalt von der untersten und letzten Instanz durchaus abhängig ist, — abhängig in dem Sinne, dass die „legitimen" Legenden, Dogmen, Kultgebräuche, wie sie sich in einer organisierten Religionsgemeinschaft entwickeln, wohl in ihrer äussersten Hülle der „Zensur" durch das völkerpsychische Oberbewusstsein unterworfen sind, in den ihnen zugrundeliegenden Affekten und Vorstellungsverknüpfungen aber umso hartnäckiger fortbestehen bleiben als Äusserungen einer relativ interethnischen und relativ ausserhistorischen Volksreligion. Diese Abhängigkeit nach unten auch bei einem so stark zensurierten Religionssystem, wie es das Christentum darstellt, tritt in dieser Arbeit oft zutage.

Trotz der grossen Bedeutung des christlichen Mythus von Marias Jungfräulichkeit für das Seelenleben der Kulturmenschheit wird ihm nur geringe wissenschaftliche Behandlung zuteil. Diese Tatsache festzustellen scheint dem Autor von Belang, nicht um die Berechtigung oder Notwendigkeit der vorliegenden Untersuchung aus ihr abzuleiten, sondern: weil die Scheu vor der wissenschaftlichen Entschleierung dieses Mythus durch seinen hier festzustellenden Charakter selbst bedingt ist. Auf psychologische Gründe ist zurückzuführen, dass man (selbst noch in einer Zeit, in der Altertumskunde uud Naturgeschichte, Ethnologie und Soziologie unser Wissen um das Völkerleben in einem früheren Epochen unerträumbaren Grade vermehrt haben, in der eine unübersehbare Reihe von Forschern bestrebt ist, das scheinbare Chaos von Material psychologisch zu durchleuchten) die Beantwortung der das Christentum betreffenden Fragen in der Hauptsache der Theologie überlässt. Oder wenn nicht cum studio, so tritt man cum ira an den Stoff heran. Auch in dieser feindseligen (psychologisch gesprochen: negativistischen) Einstellung gegen das Christentum ist oft eine gefühlsbetonte (und dabei religiös-sexuell bedingte) Abhängigkeit vom Objekte zu erkennen. Daher wird in den Forschungen über das ausserchristliche Altertum (obschon auch dort manches mit geschwellten Segeln ausfahrende Schiff auf den Sandbänken der Philologie strandet) viel mehr geleistet, als in der jüdisch-christlichen Religionsforschung. Und daher schreitet die völkerpsychologische Erforschung der „Naturvölker" in ihren Erkenntnissen weitaus rascher und sicherer vorwärts als die völkerpsychologische Forschung in jener — man darf vielleicht sagen: vornehmsten — Domäne, die die religiösen Äusserungen christlicher Völker umfasst.

Besonders auffällig — und das hat, wie schon angedeutet, seine Gründe — äussert sich der Rührmichnichtancharakter eigenreligiöser Erscheinungen in dem

Verhalten der Wissenschaft zum Maria-Christus-Mythus. Im Unbewussten macht hier ein patriarchalisches Tabu sein auf Züchtung von Scheu- und Schauerempfindungen bedachtes „Handab!“ geltend, ein Tabu, wie es in einer Hymne des hl. Ephrems in Worte gefasst wird: „Schamrot werde der Schriftgelehrte, der die erlauchte Mutter zu erforschen sucht, wissen will, wie sie Mutter ihres Schöpfers geworden ist.

Einer Kritik, deren Ausgangspunkt das „Schamrot werde . . .!“ ist, steht — meint der Autor — diese Arbeit wehrlos gegenüber. Wehrlos in dem Sinne, als sie von vornherein darauf verzichtet, sich in eine verteidigende Stellung zu versetzen, als sie es für überflüssig erachtet, sich hinter dem fortgesetzten Hinweis auf die Ethik wissenschaftlichen Strebens zu verschanzen.

Die Analyse selbst behandelt zunächst mythische Vorstellungen, die sich an die Jugend Marias anknüpfen („Marias Darbringung“ und „Josefs Auserwählung“), dann die Verkündigung, ergänzend sodann die Untersuchung einiger Mariensymbole und gewisser mythischer Bestandteile der Christus-Vorstellung. Hervorzuheben ist, dass manche Symbole im Werke Storfers zum ersten Male ihre Deutung erfahren. Die Analyse ist äusserst klar und leicht übersichtlich, zumal der Autor seine Auffassung der Methode vorher klar präzisiert. Mit dem mythischen Stoffe muss vorgegangen werden, wie von jedem einzelnen Momente des Traumes der Assoziationsfaden bis zum verdrängten Komplex abgewickelt wird. Von dieser Ansicht ausgehend, dass die Methode der Völkerpsychoanalyse im Wesen der der Individualpsychoanalyse analog, weist der Autor durch die Ergebnisse seiner Untersuchungen nach, dass die Chiffren der mythischen Geheimsprache Symbole und zwar vornehmlich Sexualsymbole sind, die zugleich auch wirtschaftliche Symbole, Machtsymbole, genauer gesagt Recht- oder Unrechtsymbole sind. Analysiert werden folgende Begriffe: In „Marias Darbringung“ — Weihe, Fackel, Kerze, der Segen des Priesters, ausgebreitete Arme, Stufensteigen, Waben, aufgelöstes Haar, gottgeweihte Jungfrauen, Schleier, Lilie, Myrthe; in „Josefs Auserwählung“: Stab, Rute, Wettbewerb, Sieg. In „Marias Verkündigung“: Schlange, Wort, Zunge, Hände, Mond, Blick, Strafe, Regen, Flügel, Zweig, Zepter, Schwert, Einhornjagd, Mühle.

Es folgt die Analyse der Mariensymbole: Arche, Schiff, Buch, Erde, Paradies, Brunnen, Quelle, Gefäss, Stadt, Festung, Tempel, Brautgemach, Bundeslade, Verschlossen, Tor, Tür, Fenster, Schwarz. Schliesslich wird die „phallische Komponente der Christusvorstellung“ untersucht an den Begriffen: Ego et Pater unus sumus, die Geburt der Helden, der Medizinmann, die Vorhaut, Tisch, Esel, Hammer, Kreuz, Tod und Auferstehung.

Die Resultate über die mythischen Tendenzen des Christentums, zu denen Storfer gelangt, sind bei dieser gründlichen Vertiefung des Gegenstandes naturgemäss ganz originell, so wenn er schreibt: die Spitze richtet sich dem verhüllten Sinn nach nicht gegen den Geschlechtsverkehr überhaupt, sondern gegen seine Einengung durch die Monogamie, gegen die patriarchalische Ordnung. Er entdeckt überhaupt eine gewisse intime Beziehung zwischen dem Christentum und seinem Mythus und gelangt zu einigen grundlegenden Erkenntnissen. Da die tatsächliche (historisch-wissenschaftliche) Revolution missglückt ist, (indem die Kirche, mit der weltlichen Macht verbunden, selbst ein Imperium errichtete) tritt der Sieg der antipatriarchalischen Bestrebungen in der psychischen Realität ein. Das Buch Storfers darf als Grundstein für Erforschung der Psychoanalyse des Christentums bezeichnet werden. Julius Sachs.

Priv.-Doz. Dr. phil. W. Peters: Die Beziehungen der Psychologie zur Medizin und die Vorbildung der Mediziner. (Würzburg 1913, Curt Kabitzsch. 33 S.)

„Sicher ist — sagt Verf. einleitend —, dass heute dem Mediziner in der Regel, sofern er nicht gerade Psychiater ist, die Einstellung auf das Psychische und die psychischen Kenntnisse abgehen." Unter diesen versteht Verf. Kenntnisse in „der experimentellen, streng empirischen" Psychologie, deren Zusammenhang mit einzelnen Disziplinen der Medizin er darzulegen versucht. So spricht Verf. bei der Pharmakologie über die Beeinflussung psychischer Vorgänge durch die Schlafmittel, wie Chloralhydrat, Paraldehyd, Trional etc. Natürlich stellt Verf. auch die Forderung auf, dass der mit chemischen und pathologisch-anatomischen Kenntnissen für die Praxis (!) ausgerüstete Mediziner auch in dieser Art von Psychologie noch obendrein sich einer Prüfung unterziehen soll. Wie furchtbar gleichgültig ist es, zu wissen, dass z. B. Chloralhydrat „den Ablauf psychischer Vorgänge verlangsamt", und wann kommt je der Praktiker in die Lage, dies unzuverlässige, tückische Mittel zu verschreiben! Ganz abgesehen davon sollten Hypnotika nur im Notfall verordnet werden. Wozu dieser überflüssige Ballast? Ist es nicht viel wichtiger, dass man den Mediziner lehrt, die Wurzeln der Schlaflosigkeit zu erkennen und weiter, darüber klar zu sehen, warum Menschen nach Schlaf- und Rauschmitteln greifen?! Was nutzen ihm dabei Kenntnisse in „der experimentellen, streng empirischen" Psychologie! ... Die Hysterie (pag. 14 f.) gibt dem Verf. Gelegenheit, sich über die Forschungen von Faust und speziell von Freud zu äussern. Nach seiner Meinung „bedeutet die Assoziationsmethode sicher einen grossen Fortschritt gegenüber der ursprünglich von Freud angewandten". Es seien „die empirischen Grundlagen, auf denen sich die psychologischen Theorien Freud's aufbauen, mehr als dürftig" .... „Völlig unbewiesen ist jedoch die von Freud vertretene Auffassung der Absperrung oder Verdrängung von einzelnen gefühlsbetonten Erlebnissen aus dem Bewusstsein, unbewiesen im weitesten Sinne ist ferner die Freud'sche Lehre von der Symbolfunktion gewisser psychischer Vorgänge und damit der eine Grundgedanke seiner Hysterietheorie. Nicht bewiesen ist dann aber auch der andere Grundgedanke dieser Theorie, wonach die hysterische Erkrankung wesentlich bedingt ist durch ein stark gefühlsbetontes Erlebnis und zwar ein Erlebnis sexueller Natur" .... Die bekannteste Form der Psychotherapie ist nach Verf. die Suggestivtherapie, neben ihr gibt es noch die psychoanalytische und als dritte Form die „Erziehungs- oder Übungstherapie". (Verf. bemerkt im Vorwort, dass Isserlin ihn auf „manches Verbesserungsbedürftige aufmerksam gemacht") ... Allen Besuchern des letzten Kongresses wird der Vortrag von Bleuler noch lebhaft in Erinnerung sein. Über die Notwendigkeit einer gründlichen, psychologischen Schulung der Mediziner bestand hier nicht der leiseste Zweifel, wohl aber sehr über das Wie? Verf. vorliegender Schrift schlägt nun eine Anleitung insbesondere durch die Vorlesungen über Psychiatrie vor. Hier sei jedoch sehr wohl die periphere Stellung dieser Disziplin zu berücksichtigen. In den übrigen klinischen Fächern biete sich infolge des an sich schon grossen Stoffes kaum Gelegenheit. Es bliebe somit nur übrig, die Psychologie in den offiziellen Lehrplan aufzunehmen und (wie bereits vom Ref. vorweggenommen) auch hierüber ein Examen ablegen zu lassen, und er schliesst: „Über das Wie wird man sich einigen können. Die Hauptsache bleibt, dass das Bedürfnis anerkannt wird und der Wille vorhanden ist, ihm Rechnnng zu tragen". Möchte man sich auch über das Was einigen, bevor man den Willen in die Tat umsetzt! Hans Schnorr.

Dr. med. Walter Hirt: „Das Leben der anorganischen Welt." (Verlag von Ernst Reinhardt in München 1914, 149 S.)

„Löst mir das Rätsel des Lebens" rief einst über das wogende Weltmeer der Jüngling dahin von grässlichem Zweifel gefoltert. Unzählige taten es vor, Unzählige nach ihm. Wie anders wohl mochte das uralte, qualvolle Rätsel lauten als: „Kann

belebte Materie aus unbelebter hervorgehen?" Auf Grund neuerer und jüngster Forschungsresultate aus dem weiten Gebiet der Naturwissenschaften bejaht der Verf. diese Frage und mit ihr auch die logisch zu folgernde: „Kann belebte, höher organisierte resp. komplizierter zusammengesetzte Materie aus belebter, niedriger organisierter resp. einfacher zusammengesetzter Materie hervorgehen?" Manch' zünftiger Gelehrter und Nichtgelehrter wird gar ungläubig das bebrillte Haupt schütteln, wenn er so z. B. vom Atmen und der Ernährung, über Fortpflanzung und Krankheiten in der „leblosen" Natur vernimmt, Vorgänge, für die grosse Menge von Beispielen Zeugnis ablegen, jäh stutzen aber wird er und seine Brille verschieben, wenn er beim letzten Kapitel anlangt, in dem der Verf. eine „Vergleichung mit seelischen Vorgängen mit Vorgängen in der anorganischen Welt" vornimmt. Nun, diese zunftgemässe Verständnislosigkeit kennt der Analytiker ja zur Genüge, wohl niemand weiss so gut wie er, wie gar leicht sie geneigt ist, Pioniere für „Narren" zu erklären, da sich solche mühen mit blinkendem Beil Bäume zu fällen, abseits von der Hauptstrasse einen neuen Weg zu ebnen, auf dessen Weiser nur das eine Wort steht: Leben. Und das muss ihn locken, klingt es doch seinem Ohr gar vertraut, oder hört er nicht täglich den hallenden Schrei ... gestorbener Sehnsucht....? Huscht da nicht scheu über die zögernde Lippe gar zagend die Frage: Gibt es überhaupt einen Tod...? Für solch reichhaltigen, übersichtlichen Führer aber wird er dem Verf. dankbar sein und sich freuen, schon so viele Wandergenossen zu finden, in deren Händen sich nunmehr die ganze vergriffene erste Auflage befindet.

Wir können das fesselnd geschriebene Buch allen Kollegen wärmstens empfehlen. Es wird sie überzeugen, dass die Welt noch voller Rätsel ist... Hans Schnorr.

Dr. Oskar Pfister: Die psychanalytische Methode. Eine erfahrungswissenschaftlich-systematische Darstellung. (Verlag von Julius Klinkhardt, Leipzig und Berlin 1913. Preis Mk. 11.)

Vor uns liegt ein mächtiger, reichlich 500 Seiten schwerer Band. Ursprünglich angefangen für Psychologen, Pädagogen und Theologen, beschränkt Pfister diese zuviel umfassende Aufgabe auf ein Werk für Pädagogen. Dieses nun sollen wir an erster Stelle bei der Beurteilung ins Auge fassen, so dass wir nicht den Massstab anlegen dürfen, den ein rein medizinisches Werk uns auferlegen würde. Aber wie eng ist nicht die Pädagogik verwandt mit der Psychologie, und diese mit der Therapie der Nervenkrankheiten? Wie wertvoll ist nicht die Prophylaxis, die ja einen Teil der Pädagogik bildet.

Die darauf bezügliche Fachlitteratur ist allerdings schon so umfangreich, dass derjenige, der nicht unbedingt dabei interessiert ist, sich in dem Chaos verirrt, und also lieber ruhig zu seiner Unwissenheit wiederkehrt, oder weil ihm die rechte Einsicht fehlt, eine vernichtende Kritik ausspricht.

Eben deshalb wird Pfisters Buch, wozu Freud selbst ein begleitendes Wort schrieb, und das eine Einleitung bezweckt zu dieser Untersuchungsmethode des Unbewussten, auch vielen Medizinern willkommen sein.

Pfister teilt sein Buch in zwei Teile ein. Der erste enthält die Theorie, der zweite die Technik der Psychanalyse. Voran geht eine Einleitung über den Begriff und die Geschichte der Psychanalyse, mit einzelnen Betrachtungen über die logischen Grundsätze der Lehre. Bequem zu lesen für den Laien ist das Werk nicht und kann es auch nicht sein. Man muss es mehrere Male ernstlich durcharbeiten ehe man auch nur anfängt sich darin zurecht zu finden.

Der erste Teil wird wieder in zwei Hälften geteilt, eingeleitet durch die psychanalytisch bewiesene Feststellung eines Unbewussten.

Die erste Abteilung redet also über die Verdrängung und Fixierung der psychischen Prozesse, wobei die verschiedenen Formen des Verdrängungsprozesses vorgeführt werden, und auch die Zensur und der Widerstand als Grossmächte behandelt werden.

„Die zweite Abteilung gibt einen Überblick über die Art und Weise, in welcher die Verdrängung sich äussern kann. Hier sehen wir, wie die Libido bei dem Verdrängungsprozesse verschiedene Bahnen betritt. Die Empfindungsformen, die Qualität der Gefühlstöne und die intellektuellen Manifestationen, wozu Anästhesie, Unachtsamkeit, Amnesie, Hypermnesie, das Auftreten des déjà vu, die Regression usw. gehören, werden der Reihe nach behandelt.

Hierauf folgt ein von Dr. C. C. Jung geschriebener Abschnitt über die psychopathologischen Haupttypen. Weiter ein Abschnitt über den Inhalt der Manifestationen, worunter die Reminiszenzen, Identifikation und Projektion, Symbolismus, Lust und Realitätsprinzip, Sublimierung; und ein anderer über die Formen, welche die Manifestationen annehmen können. Hierzu gehören: die verschiedenen Stimmungen (Launen) Liebe, Hass, Assoziationen, Einfälle, Träume, Phantasien, Kryptographie und Kryptolalie, Kunst usw. Mit der Behandlung des Manifestationssinnes schliesst der erste Teil.

Der zweite Teil zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster die Methoden behandelt, worunter auch Hypnose und Suggestion einen Platz finden.

Der zweite gibt einen Blick in die Wirkung der psychanalytischen Sondierung, wie Pfister sich ausdrückt, und bespricht das sogen. Abreagieren, die Übertragung und das zum Bewusstseinbringen des anfangs Unbewussten. Darauf wird der Behandlungsgang geschildert, wonach Pfister weist auf die erforderlichen Eigenschaften des Analytikers und der zu analysierenden Person gegenseitig, um mit einem Abschnitt über die Ausübung der Pädanalyse diesen zweiten Teil abzuschliessen.

Endlich fügt er einige Abschnitte hinzu über die Resultate der Psychanalyse. Hier findet er Veranlassung auf das Verhältnis von Eltern zu Kindern, und zwischen Geschwistern zu weisen; zu reden über Autorität und Freiheit, Strafe, die sexuelle, moralische und religiöse Erziehung. Ein ausführliches und dadurch bequemes Sach- und Namenverzeichnis beendet das Ganze.

Zur Erhaltung eines allgemeinen Bildes von dem Inhalt des Werkes, jedoch zugleich mit dem Zweck auf die eventuell schwächere Seite desselben zu weisen, will ich einzelnes aus dem Text anführen. Letzteres um so mehr, weil der Verf. mir persönlich mitteilte, er werde bei der Besprechung An- und Bemerkungen dankbar entgegennehmen.

Das ABC in der Psychanalyse ist die Voraussetzung des Bestehens unbewusster psychischer Prozesse. Dass das Unbewusste oder Unterbewusste besteht (bis jetzt u. a. von Ziehen als solches nicht anerkannt) beweisen die hypnotischen Experimente von Forel und die Reaktionsversuche von Narziss Ach, welche empirisch die determinierende Tendenz der selbst nicht bewusst werdenden Zielvorstellung bewähren. Auch hier behauptet sich wiederum ein Wortstreit über die Auffassungen und Definitionen des Unbewussten, erklärlich aus dem rein Abstrakten des Begriffes.

Einzelne Philosophen wie Th. Lipps, Friedrich Paulsen und Max Offner sprechen den unbewussten Elementen des Nervenlebens, welche alle Vorgänge des Bewusstseins tragen und bestimmen, eine psychische Existenz zu. Die moderne Psychologie wird ohne das Unbewusste nicht mehr fertig, und da liegt nun der Grundbegriff der Psychoanalyse. Wo Wundt uns alle Hoffnung nimmt, je die Natur und damit die Gesetze des Unbewussten kennen zu lernen, weist Verf. darauf hin, wie die Psychanalyse schon deutlich Tatsachen und Gesetze in bezug auf das Unbewusste auffand.

Schade dass er in diesem Kapitel schon spricht über und Beispiele gibt von Deutungen psychischer Prozesse, ohne zuvor eine genügende Erklärung des Begriffes „Deutung" gegeben zu haben. Ein systematischerer Aufbau in dieser Hinsicht wäre uns hier gewiss zugute gekommen. S. 41 spricht der Verf. über ein Bild Schleiermachers in der Form einer Halluzination, und lenkt, in einer Anmerkung auf der nächsten Seite, noch einmal die Aufmerksamkeit darauf, falls der Leser sein Buch zweimal lesen sollte, indem er später, S. 55, obgleich er dasselbe meint, von einer Beethovenvision redet. Spielt ein unbewusster Komplex ihm selber da einen Streich? Möglicherweise ist es interessant, diesen Wortfehler zu analysieren. S. 60 steht Pschoanalyse, wo der Verf. eine Äusserung Freuds anführt. Zu näherer Erklärung soll man wissen, dass Freud schreibt Psychoanalyse, und dass Verf. aus guten Gründen meint, Psychanalyse schreiben zu müssen. Ist es ein Schreib- oder Druckfehler?

Da ich jetzt doch Unrichtigkeiten hervorhebe, will ich gleich einzelne folgen lassen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen.

S. 64 redet der Verf. von einer 48jährigen Halluzinantin, und nennt sie schliesslich 30jährig. Es ist hier die Rede davon, dass Pat. u. a. vor 30 Jahren, also in ihrem achtzehnten Halluzinationen hatte.

S. 168 ist ein Druckfehler übersehen, wo enier anstatt einer steht.

S. 178 finden wir das Wort unmannierlichen mit doppel n, welchem Wort der Korrektor zu wenig Aufmerksamkeit widmete.

S. 410 Zeile 6, 9 und 10 v. u. fangen die Sätze an mit Es (Neutrum) während zuvor von Dem Zögling die Rede ist.

S. 418, Zeile 11 v. u. steht „ist tief", soll sein „ist nicht tief".

S. 455 sagt Verf., dass diese Störungen auch durchaus physiologisch entstehen können. Soll das nicht psychologisch sein, oder besser noch auf psychischem Wege? Indem er einige Zeilen weiter spricht von keinen Gebärden, wo er doch wohl kleinen meinen wird.

Das Wort alleroritischer Sehnsucht in der ersten Alinea von S. 476 sieht eigentümlich aus. Ist dieses vielleicht ein Beispiel von Kryptographie?

Zum Schluss finde ich p. 489, 8. Zeile v. u. religöse, anstatt religiöse. Übrigens nicht unbegreiflich für einen Theologen!

Ich erwähne allerdings diese Beispiele vom Fehlschreiben oder Versehen nur, weil wir durch Freud wissen, dass solches auch in Komplexen seinen Grund findet.

Kehren wir nun zurück zu dem Unbewussten, das wir also als bestehend annehmen. Wir werden dann einsehen lernen, dass dieses Unbewusste die Eigenschaft besitzt, verdrängt werden zu können, obgleich das freilich nicht immer der Fall zu sein braucht. So nähern wir uns mehr dem Essentiellen der Psychoanalyse, nämlich der Entwicklung der Freud'schen Theorie, welche seine ursprüngliche Auffassung, dass der Grund der Hysterie, Angst und Zwangneurose in dem sexuellen Leben zu suchen sei, schliesslich insofern änderte, dass er das Sexuelle sehr breit auffasst. Freud behauptet nämlich, alle zarteren Empfindungen (welche ursprünglich aus dem Quell der primitiven Sexualität hervorkommen) gehören dazu, so dass er von Psychosexualität redet.

Dieses nun ist ein wichtiger Punkt, weil es, nach der anfangs begreiflichen Abneigung gegen seine Lehre im allgemeinen, und speziell vieler Psychiater und Neurologen, leichter wird, seine Ansichten zu teilen, da nun die Gefahr nicht mehr nahe liegt, dass man öffentlich für begierig nach Sexualität gescholten wird.

Dieses Kapitel wird geschlossen mit eigenen Wahrnehmungen vom Verf. Diese Beispiele aus der Praxis sind meistens deutlich und überzeugend, aber erhalten für den Arzt nichts Neues.

Die Diagnose der sogen. traumatischen Neurose (S. 79), welche auf die subjektiven Beschwerden und die Geschichte des unglücklichen Schicksals des Patienten beruht, und weiter die übrigen Fälle traumatischer Neurose wären besser nicht erwähnt, jedenfalls nicht auf diese Weise in dieser Rubrik. Das Material ist zu wenig erschöpft, als dass es in dieser Hinsicht beweiskräftig sein könnte, und wird am allerwenigsten statistisch verarbeitet werden können.

S. 87 finden wir ein nettes Beispiel von der Psychologie der neurotischen Symptome, wo die Rede ist von der sogen. Flucht in die Krankheit.

Das Beispiel auf S. 108 vom Knaben mit Armkonvulsionen, von einem Nervenarzt als epileptische Anfälle gedeutet, welche Verf. heilte, würde auch wieder überzeugender sein, wenn es klinisch etwas ausführlicher bearbeitet wäre. Der Witz auf den Nervenarzt vom alten Schlag mit Elektrisierapparat und Mastkur in seinem Armamentarium, hat, obgleich im allgemeinen sehr angebracht, hierdurch keine Berechtigung. Wir hören ja nichts von der Zahl und Erscheinungsweise der Anfälle, und dürften fragen, ob hier nicht die Rede wäre von einem Intermissionsstadium, oder gar von unbeobachteten Äquivalenten. Lehrreich bleiben allerdings viele Beispiele, welche die Psychogenese verschiedener Symptome aufklären.

Besonders der Mediziner kann seinen Vorteil ziehen aus den kasuistischen Mitteilungen, welche immer wieder zeigen, wie die unbegreiflichsten physischen Symptome in einem lauter psychischen Zustand wurzeln können.

Deshalb ist es auf der anderen Seite schade, dass Verf. ohne weiteres, mit zu wenig beweisendem Material, immer wieder Beobachtungen zum besten gibt, welche für den Uneingeweihten nahezu an das Unglaubliche grenzen.

Um die Geschichte (S. 149) vom Tumor an der Zunge, welcher nach einem einzigen insinuierenden beschuldigenden Worte heilte, richtig beurteilen zu können, sollten wir viel mehr wissen, und möchten eher annehmen (Verf. nennt es selbst nicht korrekt analytisch), dass hier durchaus nicht von Psychoanalyse, sondern von Suggestion die Rede sei.

Wünschen wir zu überzeugen, so sollen wir nicht so viel Enormitäten erwähnen; das schadet, indem es den Unglauben weckt, und die Gegner zum Widerspruch reizt.

Der Fall (S. 148) von der Anästhesie der grossen Zehe, ohne Erwähnung irgendeiner neurologischen Untersuchung, welcher erklärt wird als sexuelles Symbol, nämlich als männlicher Frigidität, muss in medizinischen Kreisen einen eigentümlichen Eindruck machen und die Furcht wecken, ob hier nicht z. B. eine anfängliche Tabes oder sonstiges organisches Leiden übersehen würde. Wäre hier die Anästhesie verschwunden nach der Psychoanalyse, so könnte man sich zufrieden geben, aber das wird gar nicht erwähnt. Luetische oder sonstige ernste Symptome hätten auf diese Weise nach einer monate- oder jahrelangen Behandlung, die antiluetische oder sonstige Kur rechtzeitig entbehren bönnen.

Dieses ist eine Tatsache, welche die analysierenden Pädagogen vor allem ins Auge fassen sollen, wenn sie kein Unheil anrichten wollen. Die Schwierigkeit besteht gerade hierin, zu entscheiden, welche die leichten und unschuldigen Fälle seien.

Lehrreich sind die Beispiele auf S. 164 u. f. über das Verschwinden der Liebe bei Verlobten oder Eheleuten usw. Wir sehen es manchmal augenscheinlich plötzlich in rätselhafter Weise geschehen. Gewöhnlich werden solche Personen als Neurasthenici nach der gebräuchlichen symptomatischen Therapie behandelt, indem die wahre Ursache unberührt bleibt, und gerade da die Therapie angreifen sollte, nämlich in der Psychologie der Konflikte des bewussten oder unbewussten Seelenlebens.

S. 178 u. f. finden wir bei einem 16jährigen Mädchen, was Pfister die Transposition der Libido nennt, eine Begebenheit, der wir regelmässig im täglichen

Leben begegnen. Bleuler weist u. a. daraufhin, wie man im Jähzorn so leicht geneigt ist, gerade die Sachen zu zerschlagen, welche am eigentlichen Affekt durchaus unschuldig sind. So wird die Frau, welche sich in ihrer Ehe unglücklich fühlt, ihren Ärger auf das Dienstmädchen ergiessen usw.

S. 184 sagt Verf., dass die Ursachen der sexuellen Anästhesie bei Frauen immer beruhen auf der Verdrängung und Fixierung nämlich meistens von Inzestgedanken dem Vater gegenüber, welche in der Pubertät erwachten und dann kräftig unterdrückt, d. h. ganz und gar vergessen wurden.

Überzeugendes Material, welches zeigt, wie schön die Analyse den Zusammenhang zwischen Symptom und Ursprung erklärt, finden wir glücklicherweise immer wieder. Das sind nicht mehr zu leugnende Tatsachen, und da finden wir die Grundsätze der analytischen Therapie.

Im Kapitel über die Symbole (eine der Formen, deren der Traum und im allgemeinen das Unbewusste sich bedient, um sich zu äussern) erwähnt Pfister die Traumdeutungen Freuds und Jungs einander gegenüber, indem er Jungs asexuelle Erklärungen betont. Für diejenigen, welche eine Einleitung zu der Psychoanalyse erwarten, ist dieser Teil zu wenig fundamentell, und also nicht genügend begreiflich gemacht. Hierdurch bekommen wir auch von den Jung'schen Auffassungen, speziell von seiner Libidotheorie, ein zu unklares Bild.

Es ist mehr ein beiläufiges Memorieren und Anführen als ein nach Verdienst Hervorheben. Besser gelingt dieses im nächsten Kapitel über die tiefste Bedeutuug des Sinnes der Symbole. Der von Freud entwickelte Urgrund des Lustprinzips im Gegensatz zu dem Realitätsprinzip des Denkens, und die Theorien über das Denken von Adler, Bleuler und Jung, werden erwähnt, und speziell wird auf das autistische Denken von Bleuler eingegangen.

Im Kapitel über die Sublimierung stellt Verf. die neurotische Äusserungsweise der Libido der gesunden, ethischen gegenüber, und weist dann auf das viele Gute, welches man durch die Sublimierung erzeugen kann.

Ein bequemer und praktischer Überblick folgt S. 284 über die Reaktionen bei dem Assoziationsexperiment, besonders wissenschaftlich ausgearbeitet von Jung, welcher das bekannte Wortschema dafür aufsetzte. Die Wichtigkeit, des Assoziations-Experimentes zeigt Verf., indem er S. 289 das Beispiel anführt von einem Mädchen mit suiciden Ideen, welche sich offenbarten durch die Reaktion auf die vier Wörter: Wasser, Schiff, Meer, schwimmen, welche in diesem Zusammenhang verräterisch sind.

Verf. warnt die Kritici, welche zweifeln an dem diagnostischen Wert der Assoziationen, ihre eigenen Assoziationen nicht zu veröffentlichen, damit sie keine unangenehmen Erfahrungen machen, wie sie schon einigen Zweiflern zu Teil wurden. Man ist dadurch in der Gefahr, seine persönlichen Komplexe zu verraten.

Die Untersuchungen der Emma Fürst über die familiäre Übereinstimmung in dem Reaktionstypus werden weiter angeführt.

Hiernach kommt S. 291 die Rede auf das psychogalvanische Experiment.

Die Wichtigkeit der freien Assoziationskette, d. h. das scheinbar lose hintereinander Aussprechen von Wörtern und von sogen. zufälligen Einfällen, wovon S. 297 ein nettes Beispiel gibt von einer obsedierenden Melodie, wird angezeigt. Interessant ist dies alles um zu beweisen, wie scharf intelligent unser Unbewusstes arbeiten kann.

Nach einzelnen Beispielen von Traumanalysen, gibt Verf. eine höchst merkwürdige Zergliederung auf dem Gebiete der Kryptolalie. Er erklärt hier, wie ein oder mehr scheinbar sinnlose Wörter sich bei der Zergliederung im Zusammenhang zeigen, und innere Komplexe ausdrücken. Diese Wörter aber sind nur durch die Klangassoziation u. dergl. darin wiederzufinden.

So analysiert er die Wörter: parastintunga, nodaratschiwu und findet dadurch die schlummernden Komplexe der betreffenden Versuchsperson. Dasselbe mit der Kryptographie, wo gedankenlos gemachte Zeichnungen oder Striche, auch Komplexe inne haben. Der Laie ist hier gewiss geneigt sich abzufragen, ob der gefundene Zusammenhang nun wirklich propter und nicht post sei.

Nach den Symptomhandlungen, welche man automatisch, unbewusst, gleichsam spielend verrichtet (allerlei Angewohnheiten z. B.), die aber alle als notwendige, psychologische Äusserungen betrachtet werden sollen, kommen die Fehlhandlungen zur Sprache.

S. 333 finden wir ein Kapitel über Kunst i. c. die Analyse einer Zeichnung und eines Gemäldes, wovon die Reproduktionen dem Text beigefügt sind. Gerade in unserer, als Reaktion gegen den Materialismus, nach transcendentalen Erscheinungen strebenden Zeit, finden wir eine Neigung zur Vergeistlichung, zur Symbolisierung, eine Kunst der Idee, welche sich so ausserordentlich eignet zur Psychoanalyse. Ein höchst interessantes und lehrreiches Studiumgebiet. Auch hier ist, besonders bei der Analyse des zweiten Gemäldes, wieder zu wenig Rücksicht genommen auf die noch problematischen Kenntnisse des Anfängers in der Analyse.

Ausdrücke wie z. B. Verlangen nach dem Mutterleibe, welche sich zeigen als Sehnsucht nach der Irrenanstalt, klingen vielen Ohren notwendig sehr wunderbar.

Pfister gibt später bei der Dichtkunst interessante Bemerkungen über das Entstehen der Poesie und der Prosa u. a. wie das Dichten und Schreiben ein Bestreben ist, sich vom unangenehmen Komplexe zu befreien.

Nach der Besprechung all dieser verschiedenen Erscheinungsweisen der Neurosesymptome, setzt Verf. auseinander, welche Bedeutung diese Manifestationen nun eigentlich haben. Vor allem finden wir darin S. 357 ausgedrückt die Wunscherfüllung, von Freud selbst als der Hauptfaktor jedes Traumes aufgefasst.

Weiter können die Manifestationen dazu dienen, Lustgefühle zu erwerben, oder gegen Unlust zu schützen, also positive und negative Gefühlstöne zu wecken oder vorzubeugen.

Drittens kann die Manifestation ein Heilungsversuch sein. Hier ist besonders Jungs Auffassung kennzeichnend, dass die Träume grösstenteils unbewusste Imperative enthalten, welche anzeigen, was der Träumer tun soll um seine Libido frei zu entwickeln.

So kommen wir zum zweiten Teil des Buches, welcher der praktisch wichtigere ist, weil er die Technik der Psychoanalyse enthält.

Wo Pfister S. 444 beim Erlernen der Psychanalyse sagt, dieses Buch wolle in die Psychanalyse einführen, da muss ich noch einmal darauf hinweisen, dass, meines Erachtens, für diejenigen, welche sich mit der Psychoanalyse befassen wollen, ernstes Studium über den Ursprung der Ideen, auch von Freud und Jung entwickelt notwendig vorangehen soll, indem es dabei am lohnendsten sein wird, wenn man sich persönlich analysieren lässt, also an der selbst eigenen Person seine Erfahrungen macht.

Im Abschnitte über die Resultate der Psychanalyse spricht Verf. über die grosse Prozentzahl Neurotici in allen Schulklassen, und hebt einige Gruppen daraus hervor. Er teilt ihre Symptome S. 455 ein in A: körperliche Defekte und B: psychische Störungen. Wäre es auch keine Tatsache, dass wir bei Neurosen nicht von körperlichen Defekten reden, (gerade kennzeichnend im Gegensatz zu den organischen Schäden des Nervensystems) so könnten wir dennoch z. B. Enuresis (Bettnässen) und Stottern nicht als körperliche Defekte betrachten.

Übrigens enthält dieses Kapitel viel Schönes und Wissenswertes.

So erreichen wir nach einer Auseinandersetzung der sexuellen Erziehung, im Zusammenhang mit dem, was Kinder davon zu wissen brauchen, und einigen Bemerkungen über die ethische und religiöse Erziehung, das Ende.

Pfister hat mit grosser Kenntnis ein wundervolles Buch geschrieben, das jedoch als erster Versuch eines allgemeine Orientierung anstrebenden Werkes auch notwendig die Schattenseite davon zeigt. Dennoch wird er gewiss und mit Recht viele Leser finden, weil er der erste und bis jetzt der einzige ist, der es gewagt hat, einen so vollständigen Überblick von ungefähr allem, was sich auf die Psychoanalyse bezieht, in Buchform zu behandeln. Überdies bereicherte er den Stoff durch seine unzweifelhaft scharfsinnigen und wertvollen eigenen Untersuchungen, welche ihn kennzeichnen als einen Psychologen von mehr als gewöhnlicher Bedeutung.

A. van der Chys.

E. Meyer: Epileptoide Zustände bei Alkoholintoxikation. (Med. Klinik. 1913. Nr. 3.)

In einer sehr interessanten Arbeit macht der Autor darauf aufmerksam, dass sich im Anschluss an Alkoholintoxikationen epileptoide Anfälle anschliessen. Da die verderbliche Wirkung des Alkohols, wie der referierte Fall beweist, darin besteht, dass er Hemmungen aufhebt, so wird uns die Genese dieser epileptoiden Anfälle verständlich. Ich habe in meiner Arbeit „Die psychische Behandlung der Epilepsie“ (diese Zeitschrift, I. Band) darauf hingewiesen, dass im Anfalle neben der Perversion die Kriminalität zum Durchbruch kommt. Dies beweist der erste von Meyer angeführte Fall.

„In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember 1901 drang in Kiel plötzlich ein Zimmermann M. in das Zimmer eines Hôtels ein, wo sich eine geschlossene Gesellschaft befand, und stürzte sich, ein Messer schwingend, mit dem Rufe: „Hurra, der Messerstecher ist da“, auf einen ihm völlig unbekannten Herrn, dem er zwei tiefe Messerstiche im Rücken beibrachte. Unter heftigem Widerstreben wurde er überwältigt.

Ich bemerke dazu, dass in jener Zeit in Kiel mehrfach Frauen von einem Mann in ganz gleichartiger Weise mit einem Messer gestochen waren, worüber viel gesprochen wurde. Die ja sehr auffallende Handlung M.s gab Veranlassung, seinen Geisteszustand zu untersuchen. Dabei ergab sich, dass M.s Bruder Epileptiker war, er selbst etwas an Schwindelanfällen, seiner eigenen Angabe nach, litt. Er trank und vertrug auch für gewöhnlich nicht viel Alkohol, von besonders auffallenden Handlungen im Rausch ist früher nichts bemerkt, nur von einzelnen stärkeren Erregungen.

Am Tage vor der Tat war M. stark durchnässt und hatte, nachdem er viel gearbeitet, nachmittags bei einem Richtfest ziemlich viel Bier und Schnaps getrunken. Auf der Heimkehr erschien er einem der Mitarbeiter nur angeheitert, dem andern stark angetrunken. Auch sei er sehr aufgeregt gewesen und habe fortwährend Streit angefangen. Das war gegen 8 Uhr. Über die Stunden von 8 bis 1 — um 1 Uhr beging er die Tat — stehen uns nur M.s eigne Angaben zu Gebote. Danach will er in verschiedenen Lokalen und mehreren Bordells gewesen, auch mit einem Mädchen verkehrt haben; er glaubt viel getrunken zu haben, ohne bestimmtes sagen zu können, und will schliesslich eine Schlägerei gehabt haben, weiss aber nichts Näheres darüber. Auf dem — kurzen — Wege von der Strasse, in der die Bordells lagen, zum Tatorte sah ihn, offenbar kurz vor der Tat, ein Schutzmann entlang gehen. Er taumelte stark, schien schwer betrunken und murmelte vor sich hin. Der Umgebung des von ihm schwer Verletzten erschien er nicht stark betrunken, doch ist wohl ihr Urteil durch die starke Erregung getrübt. M. wurde dann von Schutzleuten in die Chirurgische Klinik gebracht, da er auch Verletzungen erlitten hatte. Er ging ruhig mit, erzählte

über den Abend, was ich oben mitgeteilt habe. Nachdem er mit den Matrosen Streit gehabt, sei ihm die Besinnung verloren gegangen. Auf Vorhalt seines Delikts war M. sehr erstaunt, sagte, er wisse von allem nichts. Er machte einen nüchternen und glaubwürdigen Eindruck. Er war übrigens bei seiner Überwältigung übel zugerichtet. Während des Aufenthalts im Gefängnis verhielt sich M. stets ruhig und geordnet, ebenso während des sechswöchigen Aufenthalts in der Klinik.

Der zweite Fall zeigt aber analog dem von Deutsch wie die Perversion durchdringen kann, wenn kleine Alkoholdosen genossen werden[1]).

Ganz kurz sei eine Beobachtung hier skizziert. Ein 20jähriger, bisher völlig unbescholtener Fähnrich beging wiederholt gegen Soldaten sexuelle Angriffe, bei denen auffiel, dass er dieselben nicht etwa heimlich, sondern eigentlich ganz ungeniert betrieb. Dies Verhalten, das in völligem Widerspruche zu seiner sonstigen Lebensführung stand, erweckte den Verdacht auf pathologischen Rausch, da er notorisch vorher getrunken hatte. Es ergab denn auch die weitere Nachforschung, dass die wichtigste Grundlage dafür, sehr schwere hereditäre Belastung (14 nähere) Verwandte, darunter die Eltern, waren nervös oder psychisch krank) sowie Zeichen psychopathischer Veranlagung (Reizbarkeit, Stimmungswechsel usw.) vorhanden waren. Anhaltspunkte dafür, dass Neigung zu perversen Handlungen vorlag, sei es schon lange oder in letzter Zeit vor den Delikten, ergaben sich nicht. Stekel.

Prof. Franz Hamburger: Über psychische Behandlung im Kindesalter. Wien. klin. Wochenschr. Nr. 8. 1913.

Eine sehr anregende lehrreiche Arbeit! Der Autor anerkennt den hohen Wert der psychischen Behandlung. Die kathartische Methode nach Breuer-Freud lehnt er als zu zeitraubend ab, betont aber ihre Bedeutung. Auch über Hypnose hat er keine Erfahrungen gesammelt. Dagegen berichtet er über glänzende Resultate mit der altbewährten Suggestivtherapie, die er mit einer Durchforschung und Beeinflussung der ätiologischen Faktoren und der Methode der Ablenkung kombiniert. Seine Resultate sind ganz ausgezeichnete. Ich kann dem Autor gerne bestätigen, dass die Psychoanalyse im Kindesalter nur für die schwersten Fälle zu reservieren ist. Sonst kommt man entschieden mit einfachen Massnahmen ebensoweit. Ich habe schon einige Kinder beobachtet, die wie der „kleine Hans" plötzlich an Phobien erkrankt sind. Ich unterliess Eingehen auf die ätiologischen Komplexe (Sexualität, Kriminalität) und erzielte hauptsächlich durch die Methode der Nichtbeachtung dieser Phänomene überraschend günstige Resultate. Wenn die Kinder merken, dass man diesen Phänomenen keine Aufmerksamkeit schenkt, dass ihre Angstzustände, Kinderfehler, Trotzregungen (Nichtessen, Nichtstuhlhaben, Nichtschlafen) auf die Umgebung gar keinen Eindruck machen, so geben sie diese „nutzlosen" Bemühungen auf und versuchen sie durch eindrucksvollere zu ersetzen oder verzichten ganz darauf. Hamburger weist auch auf die Schäden ungerechter Behandlung, auf das „Märtyrersein", auf den Nutzen der Psychotherapie zu diagnostischen Zwecken hin und kommt zu folgenden Schlussfolgerungen:

1. Die psychische Behandlung genügt in manchen Fällen (psychogene Neurasthenie) allen Anforderungen an eine ätiologische Therapie. 2. Die Behandlung mit Wachsuggestion ist schon vom zweiten Lebensjahr an mit Erfolg verwendbar. 3. Diese Behandlungsmethode hat nicht nur auf Krankheitserscheinungen, die im wachen Zustand, sondern auch auf solche, die im Schlafe auftreten, einen wesentlichen Einfluss. 4. Die Suggestivbehandlung leistet ausgezeichnete Dienste bei der Behandlung des

[1]) Vergl. meinen Aufsatz „Zur Psychologie der Alkoholfestigkeit" in Heft IV und den von Juliusburger „Zur Psychologie des Alkoholismus" in Heft I dieses Jahrgangs.

„psychogenen Restes“ während und nach organischen Erkrankungen. 5. In diesem Sinne stellt sie auch eine wichtige diagnostische Methode dar. Stekel.

Dr. Ortenau: Sieben Fälle von psychischer Erkrankung nach gynäkologischer Behandlung geheilt. (Münch. med. Wochenschr. 29. X. 1912.)

Der Autor berichtet über seine Erfahrung, die er auf der Klinik Bossi gemacht hat. Er beschreibt sieben Fälle psychischer Erkrankung, die nach entsprechender gynäkologischer Behandlung geheilt wurden. Allerdings lassen diese Erfolge einer Kritik Tür und Tor offen. Wir wissen, wie leicht sich Hysterische beeinflussen lassen und wichtig für sie ein operativer Eingriff und eine gynäkologische Behandlung ist. Es ist ein Eingriff in ihr Seelenleben... Viele finden nach Operation Ruhe von ihren Beschwerden, ohne dass ihnen etwas Organisches gefehlt hat. So kenne ich einige Fälle, die hierher gehören, Eine Dame, die an hysterischen Blinddarmbeschwerden litt. Ein Operateur fand sich, der sie operierte und ihr Heilung versprach. Bei der Operation wurden vollkommen normale Verhältnisse gefunden. Aber die Patientin verlor die Schmerzen und sogar der ganze Schwarm phobischer Erscheinungen, der ihr Haupt umflatterte, war verscheucht. Ich war natürlich sehr begierig, die psychischen Motive dieser Heilung ausfindig zu machen. Am meisten wunderte mich, dass ihr schweres Schuldbewusstsein nach der Operation ganz geschwunden war. Durch eine längere Besprechung kam ich auf die psychischen Wurzeln der Genesung. Die Dame hatte immer die Strafe Gottes gefürchtet. Vor der Operation hatte sie den Gedanken: Wenn du eine Sünderin bist, so stirbst du nach oder während der Operation. Wenn Gott mit dir nicht unzufrieden ist, so lässt er dich am Leben. Die Kranke betrachtete die Operation als eine Prüfung ihres Verhältnisses zu Gott. Die glücklich überstandene Operation befreite sie von ihrem Schuldbewusstsein. Ähnlich kann man beobachten, dass nach schweren organischen Erkrankungen, die mit Lebensgefahr verbunden waren, die Neurose verschwindet oder milder wird.

Schliesslich möchte ich noch auf ein Moment aufmerksam machen, das ich in meinem Buche „Nervöse Angstzustände“ besonders betont habe. Eine Störung der inneren Sekretion scheint mir das Zustandekommen der Neurose zu begünstigen. Ich verweise auf den so häufigen Befund einer chronischen Prostatis bei Neurotikern. Eine Behandlung dieser Störung bewirkt sicher eine Besserung der Neurosen durch den Wegfall der toxischen Störungen... Stekel.

Peretti: Gynäkologie und Psychiatrie. (Med. Klinik. Nr. 46. 1912.)

Der Autor untersucht an Hand der Erfahrung und der Literatur die Zusammenhänge zwischen Gynäkologie und psychischen Erkrankungen. Er lehnt die übertriebenen Forderungen Bossi's entschieden ab. Ein gewisser Zusammenhang wird zugegeben. Er sagt: „Eine Anschauung, die von der Frauenklinik in Genua als „grosse Wahrheit verkündet“ und „in etwas übertriebener Weise in den Worten ausgedrückt ist: propter solum uterum mulier id est quod est“ und die sich in dem von Bossi als glücklich bezeichneten Ausspruche Peters widerspiegelt: „La femme est un utérus avec des organes tout autour“, kann als alleiniger und massgebender Faktor in der Therapie der Psychosen nicht anerkannt werden, und Ansichten, wie die einer gynäkologisch behandelten Hysterika, durch die Operation sei die Verbindung zwischen Kopf und Unterleib durchschnitten und dadurch Genesung von nervösen Leiden herbeigeführt worden, dürfen wir Ärzte nicht züchten. Es wäre sehr schön, wenn der meisten geisteskranken Frauen „ewig Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren“ wäre, aber so leicht ist der Geist der Psychiatrie doch nicht zu fassen. Gynäkologen und Psychiater müssen sich jetzt noch und voraussichtlich für unabsehbare Zeit ohne ein Allheilmittel gegen die Psychosen der Frau begnügen und deshalb ernstlich, vor allem aber auch kritisch weiterforschen.“ Stekel.

Bossi: Meine Ansichten über die reflektorischen Psychopathien und die Notwendigkeit der Verbesserung des Irrenwesens. (Wien. klin. Wochenschr. Nr. 47. 1912.)

Der durch seine letzten Arbeiten bekannte Autor wendet sich in diesem Artikel an das deutsche Publikum und sucht seine bekannten Thesen zu beweisen.

Wagner Jauregg: Bemerkungen zu dem vorstehenden Aufsatze des Herrn Prof. Bossi (ibidem).

Wagner wendet sich in scharfer Weise gegen Bossi, dessen Behauptungen einen entschieden provokatorischen Charakter aufweisen. Er sagt u. a.:

„Der Spezialist ist immer geneigt zu einer optimistischen Beurteilung seines therapeutischen Handeln; auch der Gynäkologe. Und es wird daher gut sein, wenn der Gynäkologe seine Behandlungserfolge bei Geisteskranken der kritischen Beurteilung des Psychiaters unterwirft, besonders, wenn er in das Gebiet der Psychiatrie so wenig eingedrungen ist, wie das bei Herrn Prof. Bossi, nach seinem Aufsatze zu urteilen, der Fall ist.

Denn es gibt Psychosen, von denen der Satz gilt: „Die letzte Kur hilft." Und es gibt viele Psychosen, in denen der Psychiater dem Gynäkologen mit Bestimmtheit oder Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, dass sie in Heilung übergehen werden, ob sie gynäkologisch behandelt werden oder nicht: und anderen, in denen er mit Bestimmtheit oder Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, dass sie rezidivieren werden, ob nun eine behobene gynäkologische Erkrankung wieder auftritt oder nicht.

Ich sage das nicht, etwa um zu bestreiten, dass man in manchen Fällen von Geistesstörung durch einen gynäkologischen Eingriff einer kausalen Indikation genügen kann. Wenn aber Herr Prof. Bossi der Ansicht ist, dass man durch eine häufigere Beachtung solcher Indikationen der Überfüllung der Irrenanstalten abhelfen könne, so macht er sich einer kolossalen Übertreibung schuldig. Diese Ansicht spricht er aber wirklich aus. Nicht nur dass er, sogar an zwei Stellen, in einer anders nicht verständlichen Weise auf die Überfüllung der Irrenanstalt Quarto dei Mille bei Genua hinweist, die 1450 Irre beherbergt statt 650, für die sie gebaut ist. Er sagt es an einer Stelle ganz ausdrücklich, dass der zurückgebliebene Zustand der Psychiatrie an diesem Übelstande, der Überfüllung der Irrenanstalten nämlich, schuld ist.

So kann nur jemand sprechen, der von Irrenwesen und Psychiatrie eine höchst oberflächliche, laienhafte Kenntnis hat. Für den gilt ein altes, lateinisches Sprichwort: „Sutor, ne supra crepidam." Stekel.

Varia.

Die Macht erster Kindheitserinnerungen

und des ersten Milieus zeigt uns Ibsen in seiner Tragödie „Brand." Brand, dem Priester der Eiskirche fehlt die Liebe. Selbst seinem Weibe, das er liebt, vermag er nicht Liebe zu zeigen. Als Erbfehler, als Schuld drückt ihn dieser Mangel. Es fehlt ihm an dem, woran es im Elternhause gebrach: er ist das Kind einer liebeleeren Ehe. Die Umwelt seiner ersten Kindheit bestimmt seinen Charakter, ist sein Geschick und wird sein Verhängnis. Die Mutter liebte den armen Kätnerssohn, nahm aber gehorsam den alten Mann. Der erwartete Wohlstand bleibt aus. Da wird sie zur Geizigen, die gierig alles zusammenkratzt, in der Angst, auch das noch zu verlieren, wofür sie ihre Liebe hingab. Das Gold besitzt jetzt ihre Liebe, die sie Mann und Kind verweigerte. Durch die trostlosen Verhältnisse im Elternhause wird Brand,

was er ist. Von einer entsetzlichen Kindheitserinnerung wird er nie frei. „Herbstabend war's, der Vater tot." Einem gierigen Tiere gleich sah er die Mutter das Sterbelager durchsuchen und den Leichnam roh hin- und herstossen, um verborgenes Geld zu finden. In jener Stunde verlor sie die Liebe ihres Kindes, aber auch er verlor damals für Lebenszeit die Fähigkeit warmer Menschenliebe. Auch im Peer Gynt, dem Gegenstück zu Brand, zeigt uns Ibsen die Macht erster Kindheitserinnerungen und die lebenbestimmende Kraft der Umwelt der ersten Kindheit. Peer Gynt ist der typische Neurotiker, der ohne den Mut zum Verbrechen und ohne die Fähigkeit sich von lastenden Gemütsstimmungen durch künstlerische Ausprägung dieser Stimmungen zu befreien, ewig hin- und herschwankt zwischen den zwei Seelen in seiner Brust, der romantisch-phantastischen und der ganz materiell angelegten. Er wird daher weder für Himmel noch Hölle tauglich erfunden, sondern für den Löffel des Knopfgiessers, um dort umgegossen, wieder ins Leben geschickt zu werden, damit er in Heiligung oder Sünde zu seinem wahren Selbst komme. Wie für Brand, so war auch für Peer Gynt das Milieu seiner ersten Kindheit von entscheidender Bedeutung für sein ganzes Leben. Wir finden den kleinen Peer zwischen den Zechgenossen des Vaters. Wie ein Kaiser erschien dem Knaben der reiche prassende Vater, der von seinen Zechgenossen wie ein solcher geehrt wurde und der dem kleinen Peer, wenn er um ein Stückchen Zinn zum Spielen bat, prahlerisch einen Silbertaler schenkte. Da erwachte die Sehnsucht in dem Knaben, an Stelle des Vaters zu sein, der alles besass: Reichtum, Gut und Ansehen und — seine Mutter. Eine innige Liebe verband Mutter und Sohn. Die Zechgenossen des Vaters verhätscheln ihn, rühmen seine Gaben und trinken auf sein Wohl.

Du bist vom Grossen gekommen
Und was Grosses wirst Du einmal.

So wird im Kindergemüt die Meinung fixiert, er sei zu etwas Besonderem bestimmt. Als der Vater alles vertrunken und verspielt hat, ist auch das hohe Ansehen bei den Leuten dahin. Da leitet die Mutter den Knaben an, aus der wirklichen Welt in eine erdichtete zu fliehen. Der erwachsene Peer spielt noch immer die Rolle des Knaben. Da niemand seine Ansprüche einer glänzenden Ausnahmenatur anerkennt, greift er zu Erfindungen, um sich dadurch auszuzeichnen: er dichtet, erzählt Märchen, wie seine Mutter ihn gelehrt. Aber auch er selbst geht träumend durch das Leben, durchdrungen davon, dass ihm eine Ausnahmestellung zukäme, und dass seine Taten anders beurteilt werden müssten als die gewöhnlicher Sterblicher. Dieser Irrwahn seiner ersten Kindheit bestimmt sein ganzes Leben. Als die Stimme seines Gewissens ihn mahnt an die Werke, die er nicht getan, an die Gedanken, die er nicht gedacht, da entschuldigt sich Peer: Gab mein Leben fort an einen. Das ist die Kindheitsphantasie. Er geht durch das Leben als der heimliche Kaiser, der sich zu etwas Besonderem bestimmt glaubt und sich über alle hoch erhaben fühlt, und vieles bei sich als sein Recht anerkennt, was er bei anderen hart verurteilen würde. Hedwig Schulze.

Extrakt aus einem Vortrag über **„Der nervöse Faktor in der Gesundheit der Frau"**, gehalten am 17. November 1913 von Dr. T. Claye Shaw im Institute of Hygiene, London.

„Frauen haben unzweifelhaft während der letzten Jahre Fortschritte in ihrer physischen Entwicklung gemacht. Ist aber auch eine Wechselbeziehung zwischen der geistigen und körperlichen Entwicklung zu verzeichnen? Der Frauentypus hat sich geändert: die Frau hat härtere und runzligere Gesichtszüge erhalten; ihre Gesichtsfarbe ist beeinflusst worden durch Sportspflege; sie ist unabhängiger; sie hat weniger Achtung vor der Autorität, hat weniger Wirtschafts- und Familien-

interessen und hat bis zu einem gewissen Grade ihre sexuelle Organisation in vielen Fällen invertiert.

Wenn, wie es der Fall zu sein scheint, der Wunsch vieler Frauen dahin geht, das zu sein, was die Männer sind, und das zu tun, was die Männer ausführen, dann lässt sich leicht eine Erklärung finden für den gegenwärtigen Schnitt der Frauenkleidung: kurz und sehr anschliessend, um die muskulöse Figur zur Schau zu stellen. Ich halte es für meine Pflicht, auf diesen Irrtum hinzuweisen, der geeignet ist, das Geheimnisvolle in der Frau zu beseitigen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Frauen jede Art Sport in gewissem Sinne ausüben können; sie haben indes nicht die Stärke der Männer und können nicht mit ihnen in Wettbewerb treten, es sei denn vielleicht beim Croquet- and Ping-pong-Spiel! Aber in bezug auf graziöse Modifikation sind sie ausgezeichnet.

Sport ist ein schlechter Heiratsmarkt; ein Mädchen, das dem Sport ergeben ist, wird dem Manne allzu ähnlich und stellt ihren Charakter vor ihm zu sehr bloss. Ein solches Mädchen lässt sich leicht erkennen an ihren plumpen, meist beschmutzten Schuhen, ihrem bukolischen Gesichtsausdruck und an der athletischen Sorglosigkeit in der Haltung.

Geeignete Entwicklung der Geschlechtscharaktere ist notwendig für die volle geistige Entwicklung, und jede Hemmung dieser Entwicklung kann zu verhängnisvollen körperlichen und geistigen Schädigungen führen, die zu einem Fluch werden können, wenn nicht noch beizeiten vorgebeugt wird.

Eine Frau, die glücklich verheiratet ist, erhält notwendigerweise einen tieferen Einblick ins Leben durch die Übung und Pflege von Altruismus, Patriotismus, Selbstverleugnung und Verantwortlichkeit. Vergleichen Sie das Leben einer Frau, die sich von ihren natürlichen Pflichten absichtlich zurückzieht, mit dem einer ärmeren Frau, die nie störend einwirkt auf den natürlichen Lebensplan und die deshalb auch nie an ihren Nerven oder an Neurasthenie leidet! Vergessen Sie auch nicht die Gefahren, die dem einzigen Kinde drohen, dessen Mutter der Natur Gewalt antun will. —

Sind Frauen affektiver als Männer? Ich denke, die Frage muss bejahend beantwortet werden, weil die Frauen seit Generationen an Unterwürfigkeit und Schmeichelei gewöhnt gewesen sind, und weil das dahin geführt hat, dass sie in Rivalität gelebt und der Notorietät gehuldigt haben. Da Affektivität für die Verbreitung neuer Ideen und eigener Propaganda notwendig ist, so musste das Gefühl natürlich zunehmen; aber die Zunahme erfolgte nicht in einer gesunden Richtung, insofern als sie dazu neigte, die Frauen härter, runzliger und mehr den Männern gleich zu machen, während sie der zarten Gefühle weit mehr bedürfen Sind sie ebensogut in der Kunst-Malerei, Architektur, Musik, Skulptur und Dichtkunst? Ja, ich denke, dass sie grosse Möglichkeiten in dieser Richtung haben, aber dass ihnen bisher noch nicht die gleichen Gelegenheiten geboten worden sind.

Tennyson sagte: Die Sache der Frau ist die des Mannes — sie stehen und fallen zusammen. Was ist die Sache der Frau? Bleiben Sie der Tatsache eingedenk, dass Sie niemals Männer sein können, und dass Ihre wesentliche Funktion verschieden und in der Hauptsache mit der Erziehung der Kinder verbunden ist. Die Ideale der beiden Geschlechter sind verschieden: das Ideal des Mannes ist sein Beruf, das der Frau ist die Familie. Versuchen Sie nicht zu streiken um deswillen, weil Sie nicht in jeder Beziehung den gleichen kommerziellen Wert besitzen — für manche Dinge haben Sie unzweifelhaft einen höheren Wert, aber wieder für andere haben Sie nicht dieselbe Stärke, die Sie gleich machen würde — Sie haben kein Monopol, das eine Trotzeinstellung rechtfertigte, denn die Männer, rightly or wrongly, denken, dass sie ihre eigenen Domänen haben, und wollen sie nicht aufgeben. Spielen Sie die Rolle, die Ihnen zugedacht ist....“ Alfred Appelt.

Ein Traum von Goethe.

„Es träumte mir, ich landete mit einem ziemlich grossen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewusst war, dass daselbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig getötet herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, dass die langen bunten Federschweife, nach aussen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann und zwar so reich, dass für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Flut, und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mitteilen wollte. Zuletzt in einem grossen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Hahn einen sicheren Landungsplatz zu suchen.

An solchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksal haben müssen.“ M. P.

Arthur Symons' Buch „The symbolist movement in literature“ (London 1908), das in mehr als einer Hinsicht dem Psychoanalytiker fruchtbare Anregungen bietet, finde ich in dem Aufsatz über Gérard de Nerval einige bemerkenswerte Stellen. Verf. weist auf die ständige Wiederkehr einer Person (Adrienne) im ganzen Lebenswerke Nervals hin, die später ganz zum Symbol wird. Die Bedeutung einer Schauspielerin (die auch in Nervals Gedanken- und Vorstellungskomplex eine bedeutende Rolle spielt) im Liebesleben des Neurotikers scheint mir bisher noch nicht genügend gewürdigt zu sein. Die sonderbare Transfiguration des menschlichen Wesens im Lichte der Rampe, in dem sich Wirklichkeit und Eingebildetes mit so phantastischer Regelmässigkeit verbinden, hat und wird noch manchen imaginativen Geist aus der Realität auf den schwanken Boden des Autismus ziehen. Die Bedingungen für eine Katastrophe in menschlicher oder künstlerischer Hinsicht sind damit bereits gegeben. — Die Stelle aus dem Roman „Sylvie“, die mir leider nicht im Original zugängig war (die Übersetzung ins Deutsche ist aus dem Englischen), lautet: „Diese unbestimmte und hoffnungslose Liebe zu einer Schauspielerin, welche mich Nacht für Nacht zur Zeit der Aufführung ergriff, und die mich nur verliess, wenn der Schlaf sein Recht forderte, hatte ihren Ursprung in der Erinnerung an Adrienne, die Blume der Finsternis, die sich unter den bleichen Strahlen des Mondes entfaltete, an das blonde und rosige Phantom, das nachts über das grüne Gras schwebte, umflossen von weissem Nebel... Eine Nonne unter der Form einer Schauspielerin zu lieben! und wenn es dieselbe wäre. Das genügt, um einen wahnsinnig zu machen!“

Dann noch eine andere Stelle aus demselben Roman, die geeignet ist, auf die Symbolbildung ein Licht zu werfen; sie steht aber auch mit obiger Stelle in engem Zusammenhang:

„Während ich schlief hatte ich einen wunderbaren Traum Es war mir, als ob die Gottheit vor mir erschien und sprach: „Ich bin dieselbe wie Mary, dieselbe wie deine Mutter, und auch dieselbe, welche du, unter allen Formen, immer geliebt hast. Und doch habe ich bei jeder deiner Heimsuchungen durch mich eine der Masken fallen lassen, mit denen ich mein Antlitz verhülle, und bald sollst du mich sehen, wie ich wirklich bin!“ Horst-Witt, Berlin.

Ein instruktiver autoexperimenteller Traum.

Der Wunsch ist der unbestimmte Ausdruck der psychischen Zielstrebigkeit — ein Pleonasmus. So verschieden der kindliche Wunsch von den Wünschen eines Forschers ist, so verschieden sind die Träume — Neurosen — von Kindern und Philosophen. In den Schriften von Tschuang-tse (Annales du musée Guimet XX, 261) wird von diesem grossen Taoisten berichtet; (fingierte Träume folgen den Gesetzen der wirklichen Traumbildung!)

Tschuang-tse sah eines Tages — fast ohne dabei irgend etwas zu empfinden — einen leeren Schädel, der ganz des Fleisches entblösst war, aber noch seine ganze Form hatte. Er schlug ihn mit seinem Reitstocke und sprach zu ihm, als wollte er an ihn eine Frage stellen: „Bist du ein reicher Mann gewesen, der die Gerechtigkeit vergewaltigt hat, dass du dies geworden bist? Hast du den Untergang eines Staates verursacht? Und bist du darum durch die Streitaxt gefallen? Hast du ein schändliches Leben geführt und deinen Eltern, deiner Frau, deinen Kindern nur Schande als Erbteil hinterlassen? Bist du vielleicht vor entsetzlicher Kälte oder Hunger gestorben, um in einen solchen Zustand zu geraten oder durch die natürliche Folge der Zeit und des Lebensalters?

Nachdem er dies gesprochen hatte, nahm er den nackten Schädel, legte ihn wie ein Kissen auf die Erde und legte sich darauf. (Vorbereitung zum autoexperimentellen Traum.)

Mitten in der Nacht erschien ihm der Schädel in einem Traume und sprach zu ihm: „Deine Worte sind die eines gebildeten Literaten, der die Kunst der Rede versteht; aber alles, was du sagst, bezieht sich auf das Verhalten der Lebenden. Nach dem Tode jedoch ist all dies ohne Erklärung. Möchtest du, dass ich dir die Dinge des Todes erkläre?“

„Gewiss“, erwiderte Tschuang-tse, worauf der Schädel wieder zu sprechen anhub: „Unter den Toten gibt es keinen Herrscher und keine niedrigen Untertanen. Dort gibt es keine vier Jahreszeiten. Das ganze Weltall formt die Jahreszeiten. Das Vergnügen des grössten Herrschers der Welt, der auf dem Throne sitzt, können die dieses Staates nicht übertreffen.

Tschuang-tse aber glaubte seinen Worten nicht und entgegnete: „Wenn ich den Herrn der Geschicke bestimmen wollte, dir das Leben wiederzugeben, dein Gebein und dein Fleisch neu zu formen, dich in das Leben neben deine Eltern, neben deinem Weib und deine Kinder und in deine Heimat zurückzuversetzen, würdest du nach all dem, was du jetzt weisst, damit einverstanden sein?“

In den weitgeöffneten Augenhöhlen lagen die Augen des Schädels tief eingesunken, der die Stirne runzelte und antwortete: „Wie könnte ich auf diese Freuden verzichten, die des Königs auf dem Throne würdig sind, und in das Elend der Menschheit wiederkehren?“

* * *

Die Psychologie der Todessymbolik im Traum ist wenigstens zum Teil zu begründen in dem „Wunsch“ nach Einweihung in die geheimnisvollen Freuden der postmortalen Psyche, die schon im „irdischen“ Bestande der Seele Erlebnis werden sollen. Das Mysterium des Todes wird durch die archatische Tempeleinweihung gelöst, sagt die philosophische Tradition, dadurch dass der Adept lernt, schon im Körper zu sterben. Der einweihende Tod als Sjiva heisst der Gärtner der Natur.

(Secret Doctrine I, 495). wie in modernen Träumen der Gärtner sich auch als Todessymbol bewährt hat. Die Kathopanischad erzählt uns die Geschichte von Nachiketas und seine Initiation in die heilige Wissenschaft durch Yama, den Tod, das heisst durch ein Wesen, das von allen subjektiven Daseinszuständen

zwischen zwei Erdenleben Kenntnis hat. (Meadond Chatts padhyaya. Upanischads I, 36.) Vaivatsoato Manu, der legendarische Gründer der früharischen Mysterien wird in der Secret Doctrine von H. P. Plawatsky der Sohn Yamas genannt (II. 644). In der Astrologie wird das achte Tierzeichen, Skorpion (23. Oktober bis 22. November) das Haus des Todes und der Einweihung genannt, sowie Mars, der Herrscher von Skorpion, der Herr des Todes in der archaischen Symbolik heisst. (Secret Doctrine 2, 410 usw.) Das Studium der Todessymbolik in der Mythologie, im Folklore und in den Träumen kann uns über die Bedeutung der subjektiven Daseinszustände zwischen zwei Erdenleben in der Haushaltung der irdischen Psyche belehren (Autismen, Symbolgeist, Trance, Tagträume, Telepatie, Psychometrie usw.) und das Problem der psychischen Zielstrebigkeit leichter nachfühlbar machen, als es das starre naive „Urmensch"dogma erlaubt. So kann erst das gewaltige, aber chaotische psychische Material, das uns in den alten theosophischen Schriften, besonders in denen aus China, Indien, Chaldäa und Ägypten stammenden, sowie ferner auch in der neuzeitlichen Gnosis, Kabala und Alchemie überliefert ist, erst durch die strenge methodologische Zucht der modernen Wissenschaften bewältigt werden, ohne dass wir die alten königlichen Hierophanten, wie Echnaton, als moderne bleichsüchtige Neurotiker abfertigen müssten. A. J. Resink.

Geistiges und psychisches Hellsehen.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der theosophischen Psychologie ist heute erst ein frommer Wunsch. Neben dem theosophischen Begriffsmaterial wird man die Psyche des Thesophen als Objekt zu untersuchen haben, um zu einer klaren Vorstellung zu gelangen, wie die theosophische Weltanschauung zu lebendiger Kraft verarbeitet wird. Die theosopische Literatur der älteren und der neueren Zeiten stellt uns ein ungemein reichhaltiges Material von interessanten psychologischen Daten zur Verfügung.

Eine klassische Illustration zu der theosophischen Lehre von der geistigen (aktiven) und psychischen (passiven) Clairvoyance gibt uns folgende Erzählung aus den Schriften Tschuang-tses (nach der Übersetzung von C. de Harlez in Annales du musée Guimet XX 243/4).

Im Reiche Tschengs gibt es einen Magier namens Tschi-Han, der das Leben und den Tod aller Menschen kennt, die Dauer und den Fall, das Glück und das Missgeschick, das lange und das kurze Leben und die Frist nach Jahren, Monaten und Tagen wie ein Geist festsetzt. Wenn die Leute Tschengs ihn sehen, fliehen sie aus Angst. Li-tse sah ihn einst und das Herz von Angst erfüllt, kehrte er um, um dies seinem Herrn Hu-tse anzuzeigen und sprach zu diesem: „Ich glaubte, dass der Tao eurer Herrlichkeit der höchste wäre; nun aber sehe ich, dass es einen noch höheren gibt. Ich habe dich nämlich noch nicht gelehrt, entgegnete Hu-tse, dass das Äussere nicht das wirkliche Wesen ausmacht. Den Menschen dieser Welt, die dem Tao sich widersetzen, muss man verschiedene Mittel besitzen, um ihnen das Vertrauen einzuflössen. Führe diese Person herbei, damit ich mit ihr spreche. Am nächsten Morgen kam Li-tse mit dem Magier. Als Hu-tse wegging, sprach Tschi-han zu seinem Schüler: Dein Herr ist tot; er wird keine zehn Tage mehr leben. Ich sehe in ihm ausserordentliche Zeichen der nassen Asche.

Li-tse kehrte schluchzend heim und wiederholte diese Worte Hu-tse, der ihm sagte: Ich habe mich ihm gezeigt wie die Erde ihr Äusseres zeigt, in vollkommener Ruhe, als gäbe es in ihr weder eine Kraft der Bewegung noch eine Kraft der Ruhe; dagegen habe ich ihn nicht mein Prinzip der inneren Handlung gezeigt. Komm noch einmal mit ihm zu mir.

Am nächsten Tag sahen sich diese Personen wieder. Beim Fortgehen sprach Tschi-han zu Li-tse. Es ist gut für deinen Herrn, dass er mit mir zusammengekommen ist; es geht ihm besser, er wird sich wieder erholen und wird leben. Jetzt habe ich die Kraft gesehen, mit der er dem Übel Widerstand leisten kann.

Li-tse wiederholte diese Worte und Hu-tse antwortete: Ich habe mich diesem Manne gezeigt, wie Mächte zwischen dem Himmel und der Erde, die sich nicht vollkommen verbergen; eine geheime Tugend ist aus meinen Fersen hervorgegangen, und er hat meinen inneren Wert und meine innere Macht geschaut.

Am dritten Tag wiederholte sich die gleiche Szene. Tschi-han sprach zu Li-tse: Dein Herr ist nie der gleiche, und ich kann ihm nicht helfen; er möge sich bemühen zu bleiben was er ist, dann werde ich im helfen können.

Tschi-han kam abermals, aber diesmal entfloh er, ohne dass Li-tse ihn hätte einholen können. Darauf sprach Hu-tse: Ich habe mich ihm gezeigt, wie mein erstes Prinzip, ehe es sich geäussert hat. Ich war für ihn wie der leere Raum, unabhängig von allem. Er konnte nicht wissen, wer ich war. Dies hat ihn vollkommen niedergeschlagen, dies hat ihn beschämt, so dass er die Flucht ergriffen hat. Da begriff Li-tse, dass er noch nichts verstand; drei Jahre lang verwandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Pflege seines Hauses und seiner Schweine; dann kehrte er zur Natur zurück, er wurde wie ein Schatten, er wurde unerschütterlich gegen alle Dinge und lebte so fort bis zum Ende seiner Tage."

Das gewaltigste Beispiel speziell passiver Hellsichtigkeit ist in der modernen philosophischen Literatur in den zahlreichen Schriften der Thesophen A. Besant, C. W. Leadbeater und Dr. R. Steiner zu finden.

Der „köinische Blick" ist eine schwache Form passiver psychischer Clairvoyance. Vielleicht muss man auch im künstlerischen Schaffen und im „neurotischen Schauspieler" Formen und Verirrungen der „aktiven Clairvoyance" sehen.

H. J. Resnik.

Lesefrüchte.

Im „Satyrikon" von Petronius[1]) findet sich folgende Stelle: „Nach einigem Hin- und Herreden über die glückliche Schiffsreise, sagte Lycas, sich an Tryphoena wendend: „„Mir ist während meines Schlafes Priapus erschienen, der also herumredete: Wisse, dass dieser Encolpis, den du suchst, von mir auf dieses Schiff geführt ward."" — Die Dame schauerte zusammen: „„Man könnte meinen, dass wir zusammen geschlafen haben. Denn mir schien die Statue Aphroditens, die ich in dem Tetrastylon zu Baiae bemerkt habe, sagen zu wollen: In dem Schiffe von Lycas wirst du Giton finden"" — „„Wisse dadurch, sagte Eumolpus, was für ein überaus göttlicher Mensch Epikur war, der diese Art von Phantasmen mit sehr eleganter Redewendung verdammt, indem er sagt:

Die Träume, welche unsere Geister mit ihren flüchtigen Schatten wiegen,
Nicht die Hallen der Götter, nicht Kräfte des Äthers schicken uns ihren Schein zu,
Sondern jeder lässt sie in sich entstehen. Denn, wenn wir durch den Schlaf bezwungen,
Wenn unsere Glieder durch die Ruhe gestreckt sind, dann schweift der Gedanke frei jeden Gewichts herum.
Was in der Sonne bestand, ersteht in der Finsternis wieder. Wer feste Plätze zerstört

[1]) Le Satyrikon de Pétrone. Trad. Laurent Tailhade. — „Les Maîtres du Livre." George, Crès & Cie. Paris 1913. p. 223.

Durch den Krieg und den Brand entfesselt über unglückselige Städte,
Sieht Geschosse, Armeen in Verwirrung und königliche Leichenzüge,
Und das Blut wie eine gewöhnliche Welle die Ernten überschwemmen.
Wer als Beruf Prozesse führt, beschwört Gesetze, das Forum herauf.
Und furchtsamen Herzens das geschlossene Gericht.
Der Geizige häuft die Schätze und gräbt sein vergrabenes Gold aus.
Der Jäger streift die Wälder mit seinen Hunden ab. Es entreisst den Wellen
Oder drückt auf den untergetauchten Kiel, der sterben sich fühlende Fischer.
Es schreibt ihrem Kunden die Dirne, Der Ehebrecher bietet ein Geschenk dar,
Und der eingeschlafene Hund verbellt die Spuren des Hasen.
In der Ruhe der Nacht öffnen sich wieder die Wunden der Unglücklichen."

„L'Esprit des Lois", von Montesquieu[1]) enthält in Buch XXII, Kap. 11 folgende, einem alten Autor entlehnte Stelle:

„Über die Gedanken." Marsyas träumte, dass er dem Dionysius den Hals abgeschnitten habe. (Plutarch, Leben Dionysius.) Dieser liess ihn töten, indem er sagte, dass er nicht so während der Nacht geträumt hätte, wenn er nicht während des Tages daran gedacht hätte.

In Pierre Loti, „Un Pélerin d'Angkor"[2]), findet sich folgende Stelle über den Einfluss von Kindheitseindrücken.

„..." Ich denke plötzlich daran. Diese uralte Nummer einer Kolonialzeitschrift, die die Bilder enthält, welche die ersten waren, die mir die Ruinen von Angkor zeigten, muss noch immer da sein, hinter einem Vorhang stecken..... Gewiss war er entscheidend, der Einfluss, den dieses „Museum" auf die Richtung meines Lebens genommen hat. Es geht den meisten Menschen so, die einfach das Spielzeug ihrer ersten Eindrücke sind. Ein Nichts, lange im zartesten Alter gesehen, genügt, um die ganze Folge ihres Lebens in einem oder dem anderen Sinne zu bestimmen".

Fontane's Roman: „Irrungen, Wirrungen"[3]) enthält folgenden Passus:

..."Aber es geht zu Ende. Und rasch, ich weiss es. —"
„Wie du nur sprichst."
„Ich habe es freilich nur geträumt", fuhr Lene fort, „Aber warum habe ich es geträumt? Weil es mir den ganzen Tag vor der Seele steht. Mein Traum war nur, was mir mein Herz eingab."

---

[1]) Paris, Garnier frères & Cie., p. 180.
[2]) Paris, Calmann-Lévy, Editeurs p. 218/19.
[3]) Fischer's Bibliothek zeitgenössischer Romane. S. Fischer, Verlag, Berlin. p. 97.

Der Roman „La maison du péché“ (das Haus der Sünde)[1]), der eine Frau, Marcelle Tynaire, zur Verfasserin hat, enthält folgende Stelle.

„Die Stärke der mütterlichen Einflussnahme hatte den Lehrer sehr bewegt. F. erinnerte sich der bezeichnenden Worte von Madame de Chanteprie: „Die Frau versteht nicht, den Mann zu erziehen.“ Er selbst betrachtete die Frau mit einem ganz christlichen Misstrauen; sie war die Feindin. .... Auf alle Zeiten von ihr losgelöst, fürchtete er sie immer und liebte sie nicht. Oft erinnerte er sich an die indiskrete Zärtlichkeit seiner Mutter, wie sie ihn verzog, erinnerte sich an ihre Zornausbrüche, ihre heftigen Liebesbezeigungen, durch die er bestürzt und bedrückt wurde. Sie hatte ihn ins Seminar gesteckt, aus Eifersucht, ohne sich darum zu kümmern, ob er die Berufung habe, in dem Wunsche, ihn lieber Gott zu geben als der Rivalin, der Geliebten, oder der Frau..... Ja, die Frau empfängt in Sünden, die Begierde Evas geht mit ihrem Blute, mit ihrer Milch in das Fleisch des künftigen Adam über. Mehr als die Tochter in dem Vater wiedererwacht, liebt die Mutter das männliche Kind; sie liebt es mit einer Liebe, die durch ihre Glut selbst den dunklen Anreiz des Geschlechtes verrät. Der Sohn ist es, den sie nach dem Bilde ihres Traumes zu gestalten versucht; in ihm will sie ein stärkeres und freieres Leben wiederbeginnen. Er ist die lebendige Rache ihrer Schwäche und ihrer Knechtung. Zwanzig Jahre behütete sie ihn und wenn er sich von ihr reisst, so trägt er mit sich das Heimweh nach ihren Armen und ihrer Brust. Sohn des Weibes, kehrt er zum Weibe zurück“.

Romain Rolland's Jean Christophe[2]), I. Band. „Die Morgenröte“ (bildet die Geschichte der Kindheit eines deutschen Künstlers), enthält folgende Stellen: S. 95 (Der Verfasser spricht von der nächtlichen Furcht, die das Kind während zwei oder drei Jahren seiner Kindheit zeigte).

„Er hatte Furcht vor dem Geheimnisvollen, das sich im Schatten aufhält, vor den bösen Mächten, die das Leben zu belanern scheinen, vor dem wirren Schwarm der Ungeheuer, welche jedes Kinderhirn mit Schrecken in sich trägt und die es mit allem vermischt, was es sieht: zweifellos die letzten Reste einer verschwundenen Fauna, von Halluzinationen der ersten nahe dem Nichts verbrachten Tage, des fürchterlichen Schlafes im Leibe der Mutter, des Erwachens der Larve am Grunde der Materie. —“

S. 101/102. „Das Zimmer, in dem er schlief, war ein Gelass ohne Fenster und ohne Türen. Nur ein alter Vorhang, an einer Gardinenstange oberhalb des Einganges befestigt, trennte es von dem Schlafzimmer der Eltern. Die dicke Luft erstickte ihn. Seine Brüder, die mit ihm im gleichen Bett schliefen, gaben ihm Fusstösse. Sein Kopf brannte und er war die Beute einer Halb-Halluzination, in der sich alle die kleinen Sorgen des Tages wiederfanden, ins Unendliche vergrössert. In diesem Zustand ausserordentlicher Anspannung der Nerven, fast ein Alb zu nennen, verursachte ihm die geringste Erschütterung Schmerz. Das Knarren des Fussbodens erfüllte ihn mit Entsetzen. Die Atemzüge seines Vaters schwollen auf fantastische Weise an; es schien dies kein menschlicher Atem zu sein; dieses ungeheuerliche Geräuch verursachte ihm Entsetzen: es schien als würde ein Tier da schlafend liegen. Die Nacht erdrückte ihn, sie schien nicht enden zu wollen, es schien dies in alle Ewigkeit so zu sein; manchmal dauerte es Monate, dieser Zustand. Er atmete schwer, erhob sich halb in seinem Bette, setzte sich, wischte mit seinem Hemdärmel sein schweissbedecktes Gesicht ab. Manchmal stiess er seinen

[1]) „Les maîtres du Livre“, Georges Crès & Cie., Paris 1913. p. 45.

[2]) Paris, Paul Ollendorf.

Bruder Rudolf, um ihn zu erwecken, aber der brummte, zog den Rest der Decken an sich und schlief kräftig wieder ein.

Er blieb so in der Angst und Beklemmung des Fiebers, bis ein bleicher Streifen auf dem Fussboden erschien, am unteren Rande des Vorhangs."

S. 122. „Seine Träume waren nicht aufeinanderfolgende Geschichten; sie hatten weder Hand noch Fuss. Kaum dass er von Zeit zu Zeit ein genaues deutliches Bild sah: Seine Mutter, wie sie einen Kuchen bereitet und mit einem Messer den zwischen den Fingern gebliebenen Teig entfernt; — eine Wasserratte, die er tags zuvor im Flusse schwimmend gesehen hatte; — eine Peitsche, die er mit einem Streifen Weidenrinde machen wollte... Gott weiss warum ihm diese Erinnerungen jetzt wieder kamen! — Aber meistens sah er gar nichts. (Es handelt sich um Träumereien des Kleinen beim Anhören von Musik.)

Professor Werner Sombart's neuestes Werk „Der Bourgeois"[1]) enthält folgende Stellen:

(Er spricht von dem modernen Unternehmertyp)[2]).

..... „ist man der Meinung, dass schliesslich doch etwas, wie ein Lebenswert die Grundlage aller dieser Strebungen bilden müsse (wenn er auch den beteiligten Menschen selber nicht zum Bewusstsein kommt, wenn er nur in der Tiefe ihrer Seele wie ein Instinkt schlummert), da doch sonst ganze Generationen nichtgeisteskranker, sondern sehr geistesstarker Menschen nicht von dem gleichen Drange erfüllt sein konnten, fängt man an, auf eigene Faust die Psyche des modernen Wirtschaftsmenschen zu analysieren, so stösst man bei seinen Nachforschungen auf — das Kind. In der Tat scheint mir die Seelenstruktur des modernen Unternehmers, wie des von seinem Geiste immer mehr angesteckten modernen Menschen überhaupt am ehesten uns verständlich zu werden, wenn man sich in die Vorstellungs- und Wertewelt des Kindes versetzt und sich zum Bewusstsein bringt, dass in unseren überlebensgross erscheinenden Unternehmern und allen modernen Menschen, die Triebkräfte ihres Handelns dieselben sind wie beim Kind. Die letzten Wertungen der Menschen bedeuten eine ungeheure Reduktion aller seelischen Prozesse auf ihre allereinfachsten Elemente, stellen sich als eine vollständige Simplifizierung der seelischen Vorgänge dar, sind also eine Art von Rückfall in die einfachsten Zustände der Kinderseele.

Ich will diese Ansicht begründen.

Das Kind hat vier elementare Wertekomplexe, vier „Ideale" beherrschen sein Leben:

1. Das sinnliche Grosse; im erwachsenen Menschen und darüber hinaus im Riesen verkörpert.

2. Die rasche Bewegung: im raschen Laufen, im Treiben des Kreisels, im Drehen auf dem Karussel verwirklicht sich ihm dieses Ideal.

3. Das Neue: es wirft das Spielzeug weg, um ein anderes zu ergreifen, es fängt ein Werk an, um es unvollendet zu lassen, weil eine andere Beschäftigung es anzieht.

4. Das Machtgefühl: es reisst der Fliege die Beine aus, zwingt den Hund zum Schönmachen und Apportieren (immer wieder), lässt den Drachen in die Luft steigen.

Diese, — und wenn wir genau nachprüfen nur diese — Ideale des Kindes stecken nun aber in allen spezifisch modernen Wertvorstellungen.

— —

Der Machtkitzel[3]), den ich als viertes Wahrzeichen modernen Geistes bezeichnen möchte, ist die Freude daran, uns anderen überlegen zeigen zu können.

---

[1]) Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913.

[2]) l. c. S. 221/2.

[3]) l. c. S. 275.

Er ist im letzten Grunde ein Eingeständnis der Schwäche; weshalb ja auch, wie wir sahen, er einen wichtigen Bestandteil der kindlichen Wertewelt bildet. —

— —

Prof. Sombart spricht dann vom Künstler und Wirtschaftsmenschen und ihrer gegensätzlichen Natur[1]).

„Es drängt sich uns dann aber wie von selbst die Wahrnehmung auf, dass die Unterschiedlichkeit dieser beiden leitenden Grundtypen in der letzten Tiefe auf einer Gegensätzlichkeit ihres Liebeslebens beruhen muss. Denn offenbar wird von diesem das gesamte Gehaben des Menschen, wie von einer höchsten, unsichtbaren Gewalt bestimmt. Die polaren Gegensätze in der Welt sind die bürgerliche und die erotische Natur.

— —

Alles in der Welt ist nichtig, ausser Liebe. Es gibt nur einen dauernden Lebenswert: die Liebe.

Im Kern: die geschlechtliche Liebe, in ihren Ausstrahlungen alle Liebe: Gottesliebe, Menschenliebe (nicht etwa: Liebe zur Menschheit). Alles andere in der Welt ist nichtig. Und für nichts in der Welt darf die Liebe nur Mittel sein. Nicht für den Genuss, nicht für die Erhaltung der Gattung. Die Mahnung: „Seid fruchtbar und mehret euch“ enthält die tiefste Versündigung gegen die Liebe.

Der erotischen Natur gleich fern steht die unsinnliche wie die sinnliche Natur, die beide sich vortrefflich mit der Bürgernatur vertragen. Sinnlichkeit und Erotik sind fast einander ausschliessende Gegensätze. Dem Ordnungsbedürfnis der Bürgerlichkeit fügen sich sinnliche und unsinnliche Naturen, erotische nie. Eine starke Sinnlichkeit kann — wenn gezähmt und behütet — der kapitalistischen Disziplin zugute kommen; die erotische Veranlagung widerstrebt allen Unterwerfungen unter eine bürgerliche Lebensordnung, weil sie niemals Ersatzwerte für Liebeswerte annehmen wird.

— —

Ein guter Haushälter, können wir es ganz allgemein ausdrücken, also ein guter Bürger und ein Erotiker, welchen Grades auch immer, sind unversöhnliche Gegensätze. Entweder im Mittelpunkte aller Lebenswerte steht das Wirtschaftsinteresse (im weitesten Sinne) oder das Liebesinteresse. Entweder man lebt, um zu wirtschaften oder um zu lieben. Wirtschaften heisst sparen, lieben heisst verschwenden. In ganz nüchterner Weise äussern diesen Gegensatz die alten Ökonomiker. So meint Xenophon z. B.:

„Indem ich sehe, dass du dir einbildest, reich zu sein, dass du gleichgiltig bist gegen den Erwerb und Liebesgeschichten im Kopfe hast, als ob du dir das so leisten könntest. Drum tust du mir leid, und ich fürchte, dass es dir noch recht schlecht geht und du in arge Verlegenheit geratest.“

„Zur Wirtschafterin machten wir auf Grund eingehender Prüfung diejenige Person, die uns am meisten Mass halten zu können schien mit Rücksicht auf Essen, Trinken, Schlafen und Lieben.“

Einen ganz ähnlichen Gedanken spricht der römische Landwirtschaftsschriftsteller Columella aus, wenn er seinem Wirte rät: „Halte dich von Liebesgeschichten fern: wer sich denen ergibt, der kann an nichts anderes denken. Für ihn gibt es nur einen Preis: die Erfüllung seiner Liebessehnsucht; nur eine Strafe: wenn er unglücklich liebt.“ Eine gute Wirtschafterin darf keine Gedanken an Männer haben, sie muss „a viris remotissima“ sein. —

[1]) l. c. S. 261 u. ff.

Das alles konnte und sollte hier nur angedeutet werden. Eingehende Untersuchungen werden tiefere und breitere Erkenntnis zutage fördern. Ich wollte den Gedanken nicht unausgesprochen lassen, dass zuletzt doch die Begabung zum Kapitalismus in der geschlechtlichen Konstitution wurzelt, und dass das Problem „Liebe und Kapitalismus" auch nach dieser Seite hin im Mittelpunkt unseres Interesses steht. — — —

— —

(Sublimation)[1]). Nun wohnt nicht nur als treibende Kraft der erzwungene Wille in der wirtschaftlichen Welt: es wohnt die Liebe des Unternehmers selbst darin. Das Unternehmen ist seine Geliebte geworden, die er nun mit aller Inbrunst hegt und pflegt..... Mautner, Paris.

Die Internationale Gesellschaft für Sexualforschung (Präsident Geh. Regierungs-Rat Prof. Dr. Julius Wolf, Berlin) veranstaltet am 31. Oktober, 1. und 2. November l. J. in Berlin ihren ersten Kongress.

Er wird das gesamte Gebiet der wissenschaftlichen Sexualforschung umfassen und voraussichtlich in eine biologisch-medizinische, eine sozial- und kulturwissenschaftliche, eine juristische (einschliesslich der Kriminal-Anthropologie und Psychologie) und eine philosophisch-psycchologisch-pädagogische Sektion geteilt werden. Die Verhandlungssprachen sind deutsch, englisch, französisch; jedoch ist der Präsident befugt, für besondere Fälle auch andere Sprachen zuzulassen.

Von den bisher angemeldeten Vorträgen nennen wir:

Prof. Dr. Broman, Lund: „**Ursachen und Verbreitung der natürlichen Sterilität und ihr Anteil am Geburtenrückgang**".

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Fritsch, Berlin: „**Thema vorbehalten**".

Prof. Dr. Hans Gross, Graz: „**Vergleichende Kriminalpsychologie der Geschlechter**".

Prof. Dr. Ch. Klumker, Frankfurt a. M. und Pastor Wilh. Pfeiffer, Berlin: „**Was wird aus den Unehelichen?**"

Prof. Dr. Mingazzini, Rom: „**Weibliche Kriminalität und Menses**".

Prof. Dr. W. Mittermaier, Giessen: „**Die Stellung des Strafrechts zu den Sexualdelikten im Wandel der Geschichte**".

Dr. Albert Moll, Berlin: **Zur Psychologie, Biologie und Soziologie der alten Jungfer**".

Prof. Dr. Sellheim, Tübingen: „**Fortpflanzung und Fortpflanzungsbereitschaft als Arbeit der Frau**".

Prof. Dr. E. Steinach, Wien: „**Beeinflussbarkeit der Geschlechtscharaktere**".

Prof. Dr. S. Steinmet, Amsterdam: „**Der individuelle Faktor in der Rassenmischung**".

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Julius Wolf, Berlin: „**Sexualwissenschaft als Kulturwissenschaft**".

Für die Mitglieder der Gesellschaft ist die Teilnahme am Kongress frei, Nichtmitglieder haben eine Einschreibegebühr von Mk. 10.— zu zahlen. — Anmeldungen zum Kongress auch von Vorträgen werden schon jetzt an den zweiten Schriftführer, Dr. Max Marcuse, Berlin W. 35, Lützowstr. 85 erbeten, an den auch alle sonstigen Anfragen betreffend den Kongress und die Gesellschaft zu richten sind.

[1]) l. c. S. 456.

Handbuch der Frauenheilkunde

für Ärzte und Studierende.

Bearbeitet von

Prof. Dr. **Amann**-München, Prof. Dr. **Baisch**-München, Prof. Dr. **Beuttner**-Genf, Prof. Dr. v. **Franqué**-Bonn, Prof. Dr. **Füth**-Köln, Prof. Dr. **Halban**-Wien, Priv.-Doz. Dr. **Jaschke**-Giessen, Prof. Dr. **Jung**-Göttingen, Prof. Dr. **Knauer**-Graz, Geh. Hofrat Prof. Dr. **Menge**-Heidelberg, Prof. Dr. **Opitz**-Giessen, Prof. Dr. **Pankow**-Düsseldorf, Prof. Dr. **Schröder**-Dortmund, Prof. Dr. **Sellheim**-Tübingen, Prof. Dr. **Tandler**-Wien, Prof. Dr. **Walthard**-Frankfurt a. M.

Herausgegeben von

C. Menge, Heidelberg und **E. Opitz**, Giessen.

Mit 374 zum Teil farbigen Abbildungen im Text. **Preis geb. Mk. 16.—.**

Aus Besprechungen:

Das vorliegende Werk nimmt eine Zwischenstellung ein zwischen den Nachschlagewerken, den eigentlichen Handbüchern und den Lehrbüchern, sowohl was seinen Umfang, wie was die Art seiner Darstellung anlangt. Es ist von 16 Meistern ihres Faches geschrieben, in der Art, dass ein jeder Mitarbeiter besonders diejenigen Gebiete bearbeitete, die ihm schon durch frühere Studien vertraut waren, und auf denen er ein besonderes fachmännisches Wissen besitzt. Schon dieser Umstand macht es erklärlich, dass die einzelnen Kapitel und Abhandlungen mit einer hervorragenden Sachkenntnis geschrieben sind und den wirklichen Stand des augenblicklichen Wissens den Lesern vermitteln. Eine Reihe von Abhandlungen finden sich in dieser Ausführlichkeit und Übersichtlichkeit auch in grösseren Werken kaum. So ist die Hygiene des Weibes (Kapitel IV, C. Menge) in ausserordentlich anregender Weise geschrieben. Kapitel VI (M. Walthard) gibt einen umfassenden Überblick über den Einfluss von Allgemeinerkrankungen des Körpers auf den Genitalapparat und umgekehrt.

Der Stil ist durchwegs flüssig, stellenweise sogar glänzend. Wenn daher das vorliegende Werk auch die grösseren Nachschlagewerke nicht ersetzt, so ergänzt es dieselben doch in willkommenster Weise.

Der Verlag hat dem Buche in altbewährter Weise eine vorzügliche Ausstattung gegeben. *Berliner Klinische Wochenschrift.*

Ein Handbuch im echten Sinne des Wortes: Handlich und doch umfassend; zudem neu in seiner Anlage, die dem besonderen Zweck dient, „die Zusammenhänge der gesamten Medizin mit dem Sonderfach erkennen zu lassen". Diese Absicht ist ausgezeichnet durchgeführt und konnte verwirklicht werden durch das harmonische Zusammenarbeiten der Spezialisten im Spezialfach. Die anatomischen und physiologischen Grundlagen unserer Wissenschaft sind ebenso vortrefflich geschildert, wie die therapeutischen, vom Praktiker ausführbaren Massnahmen in genauester Form sich aufgeführt finden. Die in Frage kommenden operativen Eingriffe sind in ihrer Wirkungsweise zwar bewertet, aber nicht beschrieben, was für den Fachgynäkologen, der zu diesem Zwecke doch besonderer „Operationslehren" bedarf, ebenso angenehm ist wie für den Studenten und praktischen Arzt, denen die Technik einer vaginalen Totalexstirpation z. B. gleichgültig sein kann. Dass das Werk unter Berücksichtigung der jüngsten Literatur in modernstem Sinne geschrieben wurde, ist selbstverständlich, dass es aber anderseits nur die wohlerprobten Heilmethoden empfiehlt, besonders dankenswert. Die dem Rufe des Verlegers entsprechende Ausstattung wird ein Übriges tun, das neue Buch in weite Kreise einzuführen. Seine Anschaffung möchte ich auf das wärmste empfehlen.

Deutsche Medizin. Wochenschrift.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Die Umwelt des Lebens.

Eine physikalisch-chemische Untersuchung über die Eignung des Anorganischen für die Bedürfnisse des Organischen.

Von

Lawrence J. Henderson

Professor der biologischen Chemie an der Harvard University in Cambridge (U. S. A.)

Nach dem vom Verfasser verbesserten und erweiterten englischen Original

von

R. Bernstein.

Preis Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.20.

Aus dem Inhalt:

I. Die Eignung.

Zweck und Ordnung. — Die Eignung. — Die Umgebung. — Die Materie. Die Energie. — Raum und Zeit. — Der Organismus. — Der Stoffwechsel. — Die organische Chemie. — Die Charakteristik des Lebens. — Das Problem.

II. Die Umgebung.

Astronomie. — Welche Umgebung ist die für das Leben mögliche? — Geophysik. — Die Atmosphäre. — Allgemeine kosmographische Folgerungen. — Die Grundbestandteile der Umwelt. — Endgültige Formulierung des Problems — Die Methode der Lösung.

III. Das Wasser.

Allgemeine Betrachtungen. — Thermische Eigenschaften. — Die spezifische Wärme. — Die latente Wärme. — Die Wärmeleitfähigkeit. — Die Ausdehnung vor dem Gefrierpunkt. — Die Wirkung des Wassers auf andere Substanzen. — Das Wasser als Lösungsmittel. — Die elektrolytische Dissoziation. — Die Oberflächenspannung.

IV. Die Kohlensäure.

Die Löslichkeit. — Die Azidität.

V. Der Ozean.

Die Regulation der physikalisch-chemischen Verhältnisse. — Der Kreislauf des Wassers. — Der Ozean als Umwelt.

VI. Die chemischen Verbindungen der drei Elemente.

Die organische Chemie. — Die Wertigkeit. — Die Kohlenwasserstoffe. — Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. — Andere organische Verbindungen. — Die Charakteristik der organischen Substanzen. — Die Zucker. — Die Hydrolyse.

VII. Die Beweisführung.

Inhaltsangabe des Beweismaterials. — Die Allseitigkeit der Behandlung. — Die Übersicht.

VIII. Leben und Weltall.

Die Bedeutung der Eignung. — Der Vitalismus. — Der Vitalismus von Bergson. — Vitalismus und Teleologie. — Die kosmische Entwicklung. — Das periodische System. — Die Teleologie.

IX. Schlusswort.

Das Ergebnis der vorliegenden Untersuchung ist der Beweis, dass in den Eigenschaften der Elemente neben dem periodischen System noch eine andere, davon wesentlich unabhängige Ordnung besteht.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Über die sexuelle Konstitution
und andere Sexualprobleme.

Von

Hofrat **Dr. L. Loewenfeld** in München.

Mk. 6.—; gebunden Mk 7.—.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis:

A. Über die sexuelle Konstitution.
Einleitung.
I. Beginn und Dauer der sexuellen Funktionen.
II. Die Quellen der sexuellen Erregung.
III. Die Stärke des Sexualtriebs.
IV. Die sexuelle Leistungs- und Widerstandsfähigkeit:
a) beim Manne, b) beim Weibe.
V. Spermasekretion und -exkretion.
VI. Schlussfolgerungen. Die verschiedenen Sexualkonstitutionen. Hygienische Winke.

B. Erotik und Sinnlichkeit.

C. Die Libido als Triebkraft im geistigen Leben.
Die Sublimierungsfrage. Zusätze.

Aus Besprechungen:

Ein treffliches Werk, dessen aktueller Inhalt in reizvoller Weise belehrt, anregt und unterhält. Für seinen wissenschaftlichen Gehalt bürgt der Name des bekannten Nervenarztes. Er erweitert die Freudsche Definition des im Titel genannten Begriffs ganz wesentlich durch eingehende Würdigung des Beginns und der Dauer der sexuellen Funktionen, der (somatischen, chemischen, olfaktorischen und psychischen) Quellen der sexuellen Erregung, der Stärke des Geschlechtstriebes, der sexuellen Leistungs- und Widerstandsfähigkeit (bei beiden Geschlechtern) sowie der Spermasekretion und -exkretion. In den Schlussfolgerungen werden verschiedene Sexualkonstitutionen aufgestellt und beherzigenswerte hygienische Winke gegeben. Auf Schritt und Tritt begegnet uns der erfahrene Spezialist, der eine seltene Fülle von Literatur kritisch verarbeitet und mit der Einstreuung eigener Beobachtungen nicht kargt. Weiter wird in zwei besonderen Abschnitten die Erotik und Sinnlichkeit sowie die Libido als Triebkraft im geistigen Leben behandelt, wobei die Sublimierungsfrage eine eigene Erörterung findet. Auf den konkreten Inhalt können wir nicht näher eingehen. Belangvoll ist die aus der eigenen Erfahrung gezogene Folgerung, dass die Masturbation in mindestens 75 % die Hauptursache der Impotenz bildet, und die Überzeugung, dass unter den schädigenden Momenten die Abstinenz nur eine recht untergeordnete Rolle spielt. Welcher Gegensatz zu sonst und jetzt geäusserten Anschauungen anderer Autoren! Den Einfluss der Sexualität und damit auch der Liebe auf das künstlerische Schaffen hat man nach Loewenfelds Meinung überschätzt.

Deutsche med. Wochenschrift.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Das Problem des Schlafes.

Biologisch und psychophysiologisch betrachtet.

Von Dr. **Ernst Trömner** in Hamburg.

Mit 13 Figuren im Text.

Preis Mk. 2.80.

Sexualität und Dichtung.

Ein weiterer Beitrag zur Psychologie des Dichters.

Von

Dr. med. **Otto Hinrichsen,**

Privatdozent in Basel.

Preis Mk. 2.60.

Die Sprache des Traumes.

Eine Darstellung der Symbolik und Deutung des Traumes in ihren Beziehungen zur kranken und gesunden Seele

für

Ärzte und Psychologen

von

Dr. Wilhelm Stekel,

Spezialarzt für Psychotherapie und Nervenleiden in Wien.

Preis Mk. 12.60, geb. Mk. 14.—.

In seinem Buche „Die Sprache des Traumes" bringt Stekel ausführlich alles Bemerkenswerte über das Wesen und die Deutung des Traumes. Ihm kommt es im wesentlichen darauf an, die Symbolik des Traumes zu ergründen und zu zeigen, dass das primitive Denken ursprünglich symbolisch gewesen sei. Im Traume spielen hauptsächlich zwei Faktoren eine überwiegende Rolle: das Erotische und das Kriminelle, so dass man nahezu sagen kann: der geheime Verbrecher in uns tobt sich im Traum aus, doch es steht das Kriminelle fast stets im Dienste des Sexuellen. Die Analyse des Traumes muss von der Deutung der einzelnen Traumelemente ausgehen, wobei es nach Freud zweifelhaft ist, ob das Traumelement: a) im positiven oder negativen Sinne gewonnen werden soll (Gegensatzrelation); b) historisch zu deuten ist (als Reminiszenz); c) symbolisch oder ob d) seine Verwertung vom Wortlaut ausgehen soll. An der Hand von 594 Träumen, die eingehend analysiert und in ein bestimmtes System eingegliedert werden, führt uns Stekel in dies Gebiet ein. Er zeigt die Bedeutung der Traumentstellung, der Reden im Traume, der Affekte im Traume, er erklärt besonders ausführlich die Bedeutung der Todessymbolik. Zum Schlusse beschreibt er die Technik der Traumdeutung, indem er den Gang einer Psychoanalyse vorführt.

Zentralblatt für Physiologie.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Berühmte Homosexuelle.

Von

Dr. med. **A. Moll** Berlin.

Preis Mk. 2.40.

In der Zeit der sattsam bekannten kritiklosen Übertreibungen auf dem Gebiete der Erforschung des Sexuallebens ist die Nüchternheit und Objektivität des Autors bei Behandlung eines sexuellen Themas rühmend hervorzuheben.

Nach einer kritischen Beleuchtung der für die Feststellung der Homosexualität einer bestimmten Person massgebenden Momente führt der Verf. die als homosexuell geltenden Männer und Frauen aller Zeiten an, welche durch ihre Stellung in der Geschichte, Dichtung und Kunst besonders hervorragen.

Er hebt hervor, dass in jedem Falle möglichste Kritik nötig ist, um über die Berechtigung der Annahme von Homosexualität gegenüber der in homosexuellen Kreisen bestehenden Sucht, jeden, der etwas Grosses geleistet hat, als homosexuell zu bezeichnen, ein objektives Urteil zu gewinnen, will aber die Wahrheit auch gegenüber denjenigen feststellen, welche sich bemühen, homosexuelle Empfindungsweise bei irgend hervorragenden Leuten zu bestreiten.

Prager mediz. Wochenschrift.

Zur
chinesischen, deutschen und amerikanischen Kriminalistik.

Der Kampf gegen Minderwertigkeit und Verbrecher.

Von

Wirkl. Geh.-Rat Professor Dr. **Alfred Hegar**

in Freiburg.

Preis Mk. 1.20.

Das Verbrechertum
im Lichte der objektiven Psychologie.

Von

Professor Dr. **W. v. Bechterew** in St. Petersburg.

Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Ins Deutsche übertragen von **T. Rosenthal.**

Preis Mk. 1.60.

Inhalts-Verzeichnis des 9/10. Heftes.

Seite

Originalarbeiten:

I. Über Zyklothymie und ihre Kombinationen. Von Dr. N. A. Wyrubow 421
II. W. M. Garschin's Traum. Eine neuropsychologische Studie zur Frage des Selbstmordes. Von Dr. J. Birstein 432
III. Ein Beitrag zur Kritik der physiologischen Theorie der normalen und pathologischen Wahrnehmung. Vortrag von Max Cresta . . . 443
IV. Hermann Bang's „Hoffnungslose Geschlechter". Eine Studie zum Problem der Decadence. Von Alexander Schmid 451
V. Die gekreuzigte Heilige von Wildisbuch. Von Theodor Schroeder 464

Mitteilungen:

I. Die Stellung der leidenschaftlichen Idealisten in der Pathologie. Von M. Dide 472
II. Zur Kasuistik der Psychoanalyse. Von S. S. Golouschew . . 478
III. Über den Alptraum in der sächsischen Sagenwelt. Von Richard Jenichen 481

Referate und Kritiken:

Dr. Alfred Adler und Dr. Karl Furtmüller: Heilen und Bilden . . 485
Dr. W. Bergmann: Selbstbefreiung aus nervösem Leiden 487
Dr. Trigant Burrow: Charakter und Neurose 488
Prof. Knight Dunlap: The pragmatic advantage of Freud'analysis . . 491
Willy Mayer: Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle 493
A. Z. Storfer: Marias jungfräuliche Mutterschaft 496
Privatdozent Dr. phil. W. Peters: Die Beziehungen der Psychologie zur Medizin und die Vorbildung der Mediziner 498
Dr. med. Walter Hirt: Das Leben der anorganischen Welt 499
Dr. Oskar Pfister: Die psychoanalytische Methode 500
E. Meyer: Epileptoide Zustände bei Alkoholintoxikationen 506
Prof. Franz Hamburger: Über psychische Behandlung im Kindesalter 507
Dr. Ortenau: Sieben Fälle von psychischer Erkrankung nach gynäkologischer Behandlung geheilt 508
Peretti: Gynäkologie und Psychiatrie 508
Bossi: Meine Ansichten über die reflektorischen Pychopathien und die Notwendigkeit der Verbesserung des Irrenwesens 509

Varia 509

Lesefrüchte 515

Mit einer Beilage von Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Berlin.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.